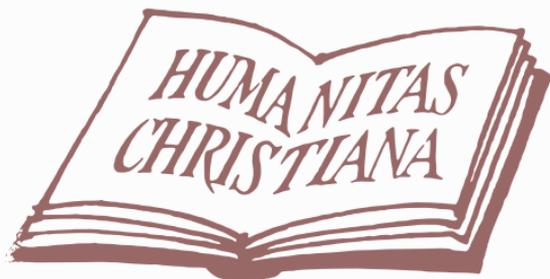




GOLDMANN

ERASMUS VON ROTTERDAM

**AUSGEWÄHLTE
TEXTE**



AUSGEWÄHLTE TEXTE

herausgegeben von
Hans Christian Meiser



**ERASMUS
VON
ROTTERDAM**

GOLDMANN VERLAG



Made in Germany • 7/86 • 1. Auflage

© der Originalausgabe 1986 bei Wilhelm Goldmann Verlag, München

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagillustration: Design Team München

Satz: Filmsatz Schröter GmbH, München

Druck: Presse-Druck, Augsburg

Verlagsnummer 8434

Lektorat: Sybille Terrahe

Herstellung: Gisela Ernst

ISBN 3-442-08434-2

Inhalt

Vorwort	7
----------------------	---

Handbüchlein des christlichen Streiters

Vom äußeren und inneren Menschen	15
Von der Verschiedenheit der Gefühle	22
Von der Dreiteilung des Menschen in Geist, Seele und Leib	29
Gegen die Lockungen des Geizes	37
Gegen den Ehrgeiz	43
Gegen Stolz und Überheblichkeit	47
Gegen Zorn und Rachsucht	50

Die Erziehung des christlichen Fürsten

Die Last des Krieges	61
----------------------------	----

Das Lob der Torheit	77
----------------------------------	----

Vertraute Gespräche

Die Kunst zu lügen	122
Reim dich oder ich fress' dich	133

Lob der Heilkunst	137
--------------------------------	------------

Klage des Friedens

Der Friede beklagt weniger sich selbst als die Menschen	173
Der Krieg ist wider die Natur	176
Der Krieg ist wider die Menschlichkeit	179
Der Friede klagt, daß er nirgends eine Stätte finde	184
Warum wird Krieg geführt?.....	191
Was zum Frieden führen kann.....	198
Wie für den Frieden zu wirken ist	207
Appell an alle Verantwortlichen	212

Das Leben des Erasmus	217
------------------------------------	------------

Bibliographische Notiz	228
-------------------------------------	------------

Vorwort

»Erasmus ist nicht mit gewöhnlicher Elle zu messen, da er menschliche Maße übersteigt«, schrieb 1520 Beatus Rhenanus an den Wegbereiter der Schweizer Reformation Ulrich Zwingli. Und in den 1515 erschienenen »Dunkelmännerbriefen«, einer berühmten Briefsammlung, die als satirisches Gegenstück zu einer erbitterten Kontroverse zwischen dem Humanisten Johannes Reuchlin und der Kölner Theologenschule von Männern wie Ulrich von Hutten verfaßt wurden, heißt es: »Erasmus est homo pro se«, »Erasmus ist ein Mensch für sich.« In der Tat: Erasmus von Rotterdam ist für viele Menschen heute Inbegriff strebsamer Gelehrsamkeit, Bücherwissens, ein Denker, den man sich am liebsten – von der Welt abgeschnitten – hinter staubigen Bücherstapeln in einer mittelalterlichen Studierstube vorstellt. Doch ist dieses Bild arg verzeichnet. Erasmus war stets ein Mann der Tat, ein Mann der Mitte, ein geistvoller Mensch zwischen Widerstand und Anpassung, niemals aber ein hilfloser Stubengelehrter; nein, Erasmus, der sich selbst als »civilis totius mundi«, als

»Bürger der ganzen Erde«, als Kosmopolit also zu bezeichnen pflegte, gleicht eher einem zutiefst philosophisch-theologisch geprägten Menschen, von dem seine Zeitgenossen nicht wußten, ob sie ihn bei Ketzern oder Reformatoren einreihen sollten.

Das historische Umfeld, in welchem Erasmus wirkte, ist die Zeit der großen Umbrüche. Mittelalterlich-scholastisches Denken wird vom neuen – vor allem durch die Renaissance geprägten – Lebensgefühl abgelöst, dem Gefühl einer Zeitströmung, die den Namen Humanismus tragen sollte. 1450 erfindet Gutenberg die Buchdruckerkunst. 1492 entdeckt der Genuese Christoph Columbus Amerika. Machiavelli verfaßt seinen »Principe« 1512 (erschienen 1531). 1517 nagelt Luther die 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg, zwei Jahre später bricht er mit Rom. 1526-1532 fällt der türkische Sultan Suleiman II. in Ungarn ein, belagert vergeblich Wien. 1530 entwirft Melanchton die Augsburger Konfession. Soweit der geschichtliche Rahmen.

Desiderius Erasmus, genannt Erasmus von Rotterdam, wird 1466 oder 1469 in Rotterdam als unehelicher Sohn eines Priesters (oder wie er beschönigend später schreibt: als Sohn »eines Klerikers, der die Priesterweihe noch nicht empfangen hatte«) geboren. Seine Schulausbildung erhält

er in Deventer und Herzogenbusch. Diese ist geprägt von der »Devotio moderna«, der neuen, »modernen Aufopferung« und dem beginnenden Humanismus. 1488 tritt er in das Augustinerchorherrenstift Steyn bei Gouda ein, vier Jahre später wird er zum Priester geweiht. Sein anschließendes Studium in Paris konfrontiert ihn mit der Scholastik und der diktatorischen Geisteshaltung des Kollegs Montaigu – Erasmus beginnt heftige Kritik zu üben. Er verfaßt seine Werke »Adagia« (1500), »Colloquia« (1518) und »Antibarbaria« (1520). Die Begegnungen mit John Colet und Thomas Morus in England bringen ihm den endgültigen Durchbruch zum christlichen Humanismus, und er schreibt 1503 sein »Handbüchlein des christlichen Streiters«, das sogenannte »Enchiridion« (dieses griechische Wort kann sowohl mit »Handbuch« als auch mit »Dolch« übersetzt werden). Hierin gelingt Erasmus zum erstenmal die Synthese, welche sein weiteres Schaffen entscheidend prägen wird: die Verbindung von christlichem Ideengut und platonischer Philosophie. Durch seinen Studienaufenthalt in Italien wird schließlich die »humanitas christiana« zum Inbegriff seines Lebens. Durch Morus veranlaßt, schreibt er 1509 sein »Lob der Torheit«, welches, als reine Stilübung getarnt, seinen Verfasser als heftigen Kritiker und Satiriker ausweist. Als Bibelwissenschaftler

und Theologe fordert Erasmus die wissenschaftliche Erforschung des Bibeltextes und verfaßt 1517-1524 Paraphrasen zu den Römer- und Apostelbriefen, den Evangelien und zur Apostelgeschichte. 1524 distanziert sich Erasmus in seiner Schrift »Vom freien Willen« deutlich von Luther und übersiedelt, von der reformatorischen Strömung in Basel gezwungen, nach Freiburg im Breisgau. Sechs Jahre später kehrt der Universalgelehrte und Kritiker nach Basel zurück, wo er am 12. Juli 1536 stirbt. In seinem Spätwerk plädiert Erasmus für die Einheit der Kirche und die Hinlänglichkeit des apostolischen Glaubens. Im neuen Bildungsideal des Humanismus wird ihm die Freiheit des Geistes zum höchsten Postulat. Zwar tritt der nun legendäre Gelehrte als großer Einzelgänger auf, er ist es jedoch nicht in verbissener, abgehärmter Weise, er ist eben auch mit jener satirischen Feinheit ausgestattet, wie sie in den »Vertrauten Gesprächen« und im »Lob der Torheit« zu finden ist. Durch seine lateinische Alltags- und Schriftsprache gelingt es ihm überdies, die Grenzen zu überwinden und in der gesamten gelehrten Welt Bedeutung zu erlangen. Erasmus will zu den Quellen zurück, wie er sie z. B. im Neuen Testament findet, daraus erklärt sich auch seine mißbilligende Haltung der Reformation gegenüber. Von hoher Warte aus will Erasmus seine Weisheit die Dinge des

Alltags durchdringen lassen, und er schafft es, während einer von Kriegen erfüllten Epoche, die Kenntnisse des klassischen Altertums und der Kirchenväter wiederzuentdecken und zugleich heftige Kritik zu üben an der geistigen und weltlichen Kultur seiner Zeit. »Erasmus gehört zu denen«, sagte Goethe einmal zu Eckermann, »die froh sind, daß sie selbst gescheit sind und keinen Beruf finden, andere gescheit zu machen – was man ihm auch nicht verdenken kann.« Das mag nicht ganz richtig sein, denn es war das große Ziel des Erasmus, andere zum richtigen Denken zu veranlassen – ob es ihm gelungen ist, kann jeder Leser nur an sich selbst ermessen.

Der Herausgeber

HANDBÜCHLEIN
DES CHRISTLICHEN
STREITERS

Vom äußeren und inneren Menschen

Es ist der Mensch ein seltsam Wesen, aus zwei oder drei denkbar verschiedenen Teilen zusammengesetzt: aus der Seele gleich etwas Göttlichem und aus dem Leib gleich einem stummen Tier. Dem Leibe nach übertreffen wir die übrigen Tierarten keineswegs, wir finden uns vielmehr an Eigenschaften ihnen allen unterlegen. Der Seele nach aber sind wir so sehr des Göttlichen fähig, daß wir uns selbst über die englischen Geister hinausschwingen und mit Gott eins werden können. Hättest du keinen Leib, so wärest du göttlich; wäre dir nicht der Geist eingeschaffen, so wärest du ein Tier.

Diese beiden so gänzlich verschiedenen Naturen hat der höchste Schöpfer in glücklicher Eintracht miteinander verbunden. Aber die Schlange, der Feind des Friedens, hat sie in unglückseliger Zwietracht gespalten, daß sie nur unter großer Qual voneinander geschieden werden können und auch nicht ohne beständigen Kampf miteinander zu leben vermögen. Eines hält geradezu – wie man zu

sagen pflegt – im andern einen Wolf bei den Ohren, und man kann wechselweise auf sie jenes nette Verslein anwenden: »Ohne dich kann ich nicht leben, und mit dir kann ich's auch nicht.« In eng durcheinandergewirrttem Aufruhr toben sie gegeneinander, als wären sie etwas Getrenntes, da sie doch eins sind. Der Leib, selbst sinnenfällig, hat Freude an sichtbaren Dingen; sterblich, wie er ist, jagt er Vergänglichem nach; schwer, wie er ist, haftet er am Boden. Die Seele dagegen strebt ihres himmlischen Ursprungs eingedenk mit höchster Kraft nach oben, kämpft mit der Erdschwere und verachtet das Sinnfällige; sie weiß, daß es vergänglich ist: sie sucht das Wahre, das Ewige. Selbst unsterblich, liebt sie das Unsterbliche, dem Himmel entstammend das Himmlische. Gleiches wird von Gleichem angezogen, sofern die Seele nicht völlig im Unflat des Körpers untergegangen und in der Berührung mit ihm in ihrer angeborenen Hochgemutheit entartet ist.

Diese Zwietracht aber hat nicht jener sagenhafte Prometheus eingepflanzt, indem er unserm Geist irgendein tierisches Bestandteilchen beigemischt hätte, noch hat es die Ersterschaffung hineingesenkt: Die Sünde hat verderbt, was gut aus der Hand des Schöpfers hervorging, sie hat der Eintracht das Gift der Zwietracht eingimpft. Zuvor nämlich beherrschte der Geist mühelos den Leib, der Leib ge-

horchte gern und willig der Seele: Jetzt aber ist die Ordnung der Dinge gestört, die Leidenschaften des Körpers suchen den Vorrang vor der Vernunft, und diese ist gezwungen, dem Körper zu Willen zu sein.

Daher kannst du die Brust des Menschen nicht ungeheimt mit einem aufrührerischen Staatswesen vergleichen; sie setzt sich aus verschiedenen gearteten Menschen zusammen; infolge der sich widersprechenden Bestrebungen müssen vielfache Bewegungen und Parteiungen zusammenstoßen, sofern nicht die höchste Gewalt bei einem einzelnen steht und dieser so geartet ist, daß er nur befiehlt, was dem Staatswesen nützt. Darum ist es erforderlich, daß der die Macht besitzt, der die größere Einsicht hat, und daß der gehorcht, bei dem sie geringer ist. Es gibt aber nichts Wahnwitzigeres als den Pöbel; daher soll er den Obern gehorchen und selbst kein Amt verwalten. Auf die Aristokratie aber oder die Älteren soll man bei den Beratungen hören, doch so, daß der König nicht genötigt oder übergangen werden darf, wenn die freie Entschlie-ßung zum Handeln bei einem einzelnen steht; mahndend auf ihn einwirken darf man wohl. Der König andererseits gehorcht niemandem als dem Gesetz. Das Gesetz aber stimmt mit dem überein, was ehrbar ist. Wenn aber in einer Verkehrung der Rollen der ungezügelte Haufe und

die aufrührerische Hefe des Staatswesens über die Aristokratie zu herrschen strebt oder die Aristokratie das Herrscherrecht des Königs mißachtet, so entsteht in unserm Staat verhängnisvoller Aufruhr. Greift dann nicht die göttliche Herrschermacht ein, so strebt alles dem Verderben zu.

Im Menschen nun übt die Vernunft das Amt des Königs aus. Als Aristokratie magst du zwar einige körperliche Empfindungen ansehen, aber auch sie dürfen nicht völlig der Vernunft ermangeln. Dazu zählen die angeborene Zuneigung zu den Eltern, die Bruderliebe, das Wohlwollen gegenüber den Freunden, die Barmherzigkeit gegenüber den Leidenden, die Furcht vor schlechtem Ruf, das Verlangen nach einem angesehenen Namen und dergleichen mehr. In den Gemütsbewegungen jedoch, die sich von den Entscheidungen der Vernunft am weitesten entfernen und die sich bis zur völligen Vertiertheit erniedrigen, magst du den letzten Abschaum des Volkes sehen. Rechne dazu Sinnengier, Ausschweifung, Haß und sonstige Krankheiten der Seele. Diese muß man alle miteinander wie gemeine und schurkische Knechte ins Zuchthaus sperren, damit sie möglichst die vom Herrn vorgeschriebene Arbeitsleistung vollbringen, andernfalls aber wenigstens keinen Schaden anrichten. Dies alles erkannte einsichtig der herrliche Plato und schrieb im Dialog »Timäus«, die Kinder der Götter

seien nach deren Gleichnis erschaffen: Es seien zwei Seelen in des Menschen Brust, eine göttliche und unsterbliche sowie eine gleichsam sterbliche und mancherlei Leidenschaften unterworfen. Unter diesen Leidenschaften sei die vornehmlichste der Hang zur Sinnlichkeit, die Lockspeise des Bösen, wie er sagt; dann kommt Unlust, Scheu und Hemmnis gegenüber dem Guten. Danach kämen Furcht und Verwegenheit, die kopflosen Ratgeber, und zu diesen träte hinzu unversöhnliches Zürnen, außerdem eine schönfärbende Hoffnung zusammen mit unvernünftiger Empfindung und einer Art von Liebe, die von allem Besitz ergreifen wolle. Das ungefähr sind Platos Worte. Er wußte wohl, daß das Lebensglück von diesen eng miteinander verflochtenen Leidenschaften abhängt. Schrieb er doch im gleichen Werk, diejenigen lebten richtig, die über das alles herrschten, unrichtig aber, wer sich davon überwinden lasse.

Dem göttlichen Teil der Seele, das ist der Vernunft, hat er im Gehirn gleich einer Königsburg unseres Staatswesens den Sitz angewiesen, also im obersten Teil des Körpers, der dem Himmel am nächsten und am wenigsten tierisch ist; ist ja das Gehirn von sehr feiner Struktur, weder durch Muskeln noch Fleisch beschwert: es ist gegenüber den Sinnen von innen und außen wohlverwahrt, da-

mit, wenn jene gleichsam rebellisch werden, kein Aufruhr im Staat entsteht, den es nicht sogleich deutlich wahrnehme. Die sterblichen Teile der Seele aber, das sind die Gefühle [Affekte], die der Vernunft teils gehorsam, teils aufässig sind, hat er von ihr geschieden. Denn an den Ort zwischen Nacken und Zwerchfell hat er den Teil der Seele verlegt, der teilhat an Tatkraft und heftigen Gemütsaufwallungen, die Affekte also, die aufrührerisch sind und in Schranken gehalten werden müssen. Sie sind aber nicht so ganz tierisch, daher hat er sie durch einen mäßigen Abstand vom Obersten und Untersten geschieden, damit nicht durch zu große Nähe die Ruhe des Königs gestört werde oder durch verderbliche Berührung mit der Hefe des Volkes sich beide gegen ihn verschwören. Die Sinnengier aber, deren Sinn auf Essen und Trinken steht und die uns zur Liebeslust reizt, die hat er in die untere Bauchgegend, in Leber und Eingeweide verlegt, fernab vom Königsaal, damit sie wie ein wildes und ungezähmtes Tier an der Krippe wohne, weil sie gewohnt ist, heftige Unruhe zu erregen und den Geboten des Königs so gut wie überhaupt nicht zu gehorchen. Wie tierisch und unbändig dieser unterste Teil ist, das kann die Schamgegend des Körpers erweisen, in der vor allem die Gewaltherrschaft ihren Sitz hat; dieser Teil erregt als einziger unter allen Gliedern

gegen den vergeblichen Einspruch des Königs unversehens in sittenlosen Ausbrüchen Rebellion. Du siehst ohne Zweifel, wie hierin der Mensch, dies oberhalb göttliche Wesen, nahezu im Tierischen endigt. Jener göttliche Ratgeber, der auf seiner Hochburg thront, ist seines Ursprungs eingedenk und sinnt nichts Gemeines, nichts Niedriges. Ein Elfenbeinszepter zierte ihn, weil er nur gebietet, was recht ist; auf dessen Spitze, so schrieb Homer, sitze ein Adler, auf daß er zum Himmel auffliege und mit Adleraugen erspähe, was auf der Erde vorgeht. Und schließlich krönt ihn eine goldene Krone. Denn das Gold bedeutet in mystischen Schriften die Weisheit, der Kreis aber die höchste Vollkommenheit. Denn das sind die Gaben, die einem König zu eigen sind. Zunächst sollen Könige möglichst viel Einsicht und Verstand haben, damit sie nicht aus Irrtum sündigen; sodann sollen sie das Rechte nur so wollen, daß sie nicht entgegen dem Urteil der Seele unrecht und ruchlos handeln. Wem eines von diesen fehlt, den achte nicht für einen König, sondern für einen Thronräuber.

Von der Verschiedenheit der Gefühle

Unser König aber kann dank dem ewigen, ihm göttlich eingepägten Gesetz zwar unterdrückt, aber nicht zugrunde gerichtet werden, ohne daß er sich nicht immer wieder laut dagegen verwahren würde. Gehorcht ihm sein Volk, so wird er nichts unternehmen, was schädlich ist oder zu bereuen wäre, vielmehr wird sich alles in vollkommenem Maßhalten und in höchster Ruhe vollziehen. Über die Gefühle [Affekte] sind zwar die Stoiker und Peripatetiker nicht durchweg einer Meinung, darin aber stimmen sie überein, daß man nach der Vernunft leben soll, nicht nach den Gefühlen.

Die Stoiker nun sind der Meinung: Wenn man durch die Gefühle, die zuallernächst von den Sinnen entfacht werden, wie ein Lehrmeister zu einem wahren Urteil und Unterscheidungsvermögen dessen gelangt sei, was man erstreben und fliehen müsse, dann solle man sich ganz von ihnen freimachen, da sie zur Erlangung der Weisheit nicht nützlich, sondern sogar schädlich sind. Infolgedessen wol-

len sie, daß der nach ihrem Sinn vollkommene Weise von allen derartigen Regungen wie von einer Krankheit der Seele frei sei. Kaum gestatten einige weniger streng Gesinnte dem Weisen jene ersten Regungen, welche Vorläufer der Verstandestätigkeit sind, die sogenannten Vorstellungsbilder.

Die Peripatetiker dagegen lehren, man solle die Gefühle nicht austilgen, sondern in Schranken halten. Sie seien, meinen sie, als natürliche Gaben sehr wohl von Nutzen, gleichsam als Anreiz und Aufmunterung zur Tugend, wie der Zorn zur Tapferkeit führe, der Neid zum Fleiß und so fort.

Im platonischen Dialog »Phaidon« meint Sokrates, das Streben nach Weisheit sei nichts anderes als ein Betrachten des Todes, daß also die Seele sich soviel wie möglich von den körperlichen und sinnenfälligen Dingen abziehe und sich hinwende zu denen, die mit dem Verstand, nicht mit den Sinnen wahrgenommen werden. Er scheint es also offensichtlich mit den Stoikern zu halten.

Daher muß man zuerst alle Seelenregungen genau kennen, dann sich bewußt werden, daß ihrer keine so ungestüm ist, daß sie nicht durch den Verstand gemeistert oder zur Tugend geleitet werden könnte. Ich höre nämlich allenthalben die unheilvolle Meinung, daß da Leute behaupten,

ten, sie würden zu den Lastern gezwungen. Andere dagegen folgen aus Mangel an Selbsterkenntnis solchen Regungen wie einer Stimme der Vernunft, und zwar in solchem Maß, daß sie ein Eifern für Gott nennen, wozu Zorn oder Neid sie beredet. Wie nun das eine Staatswesen parteisüchtiger ist als das andere, so ist der eine Mensch mehr zur Tugend geneigt als der andere. Dieser Unterschied rührt nicht von einer Verschiedenheit der Seelen her; er geht zurück auf Einflüsse seitens der Gestirne, der Ahnen, der Erziehung oder beruht auf besonderer körperlicher Veranlagung.

Jene Fabel des Sokrates von den Wagenlenkern und den guten und bösen Pferden ist kein Ammenmärchen. Kannst du doch Menschen sehen, die eine so maßvolle angeborene Gemütsart haben, so lenksam und willig sind, daß sie mühelos zur Tugend angehalten werden können und, ohne gespornt zu werden, von sich aus voraneilen. Andere dagegen haben einen rebellischen Leib mitbekommen, gleichsam ein ungebändigtes und ausschlagendes Pferd, so daß der Zuchtmeister mit viel Schweiß und mit scharfem Zaum, mit Peitsche und Sporen den ungebärdigen Wildling kaum zu zähmen vermag.

Sollte dir ein solcher Leib zuteil geworden sein, so laß den Mut durchaus nicht sinken; strenge dich nur desto

beharrlicher an und denke nicht, daß dir der Weg zur Tugend versperrt sei, sondern daß dir um so reichere Gelegenheit zur Tugend geboten werde. Hast du aber eine gute Sinnesart mitbekommen, so bist du dadurch nicht ohne weiteres besser als ein anderer. Du bist dann vom Glück begünstigter, aber deine Verantwortung ist auch größer. Wer aber hätte ein so glückliches Wesen, daß er nicht noch vielfach kämpfen müßte? Daher muß der König da am wachsamsten sein, wo er den größten Aufruhr bemerkt.

Es gibt geradezu gewisse Erblaster, wie man bei einigen Völkern vom Erbübel der Treulosigkeit, der Vergnügungssucht, der Unkeuschheit spricht. Manche Laster haften an der körperlichen Veranlagung, wie bei den Sanguinikern das Begehren nach dem Weib und die Vergnügungssucht, beim Choleriker Zorn, Trotz und Schmachsucht, beim Phlegmatiker Trägheit und Verschlafenheit, beim Melancholiker Neid, Niedergeschlagenheit und Verbitterung. Manche Laster nehmen je nach dem Alter ab oder zu, wie Wollust, Verschwendungssucht und Tollkühnheit in der Jugend, Filzigkeit, Griesgrämigkeit und Habsucht im Alter. Manches scheint auch dem Geschlecht angeboren zu sein wie der Mut dem Mann, Eitelkeit und Rachsucht der Frau. Mitunter kommt es auch vor, als wollte die Natur einen Ausgleich schaffen und ein Gebrechen der Seele durch eine

andere Gabe wettmachen. Der eine neigt zur Sinnlichkeit, ist aber keineswegs jähzornig oder neidisch. Der andere ist von unversehrter Schamhaftigkeit, dagegen hoffätiger, jähzorniger und kleinlicher auf die Erhaltung seines Vermögens bedacht. Es fehlt auch nicht an solchen, die zu ungeheuerlichen und schicksalhaften Lastern hingerissen werden, zu Diebstahl, Gottesraub, Mord: Solchen Lastern muß man mit aller Macht widerstehen und gegen ihren Ansturm eine eherne Mauer des festen Vorsatzes aufrichten.

Auf der andern Seite gibt es auch manche Gefühle, die mit den Tugenden so nah verwandt sind, daß die Gefahr besteht, bei der Entscheidung getäuscht zu werden. Diese muß man zurechtrichten und zweckmäßig in die nächstliegende Tugend überleiten. Es ist einer beispielsweise ein aufbrausender Feuerkopf: Er soll seine Wesensart an die Kandare nehmen, und er wird voll freudigen Eifers sein, gehobenen Sinnes, keineswegs laß, sondern freimütig und ohne Falsch. Ein anderer neigt zu Geiz: Er soll Vernunft annehmen, so wird er ein kluger Haushalter sein. Wer zu Schmeichelei neigt, werde höflich und zuvorkommend. Wer rücksichtslos ist, werde beständig. Wer traurig ist, werde ernsthaft. Ist einer läppisch, so werde er willfährig, und so mit allen übrigen leichteren Schwächen der Veranlagung. Auf solche Weise muß man sich davor hüten, daß

wir nicht natürliche Fehler zu Tugenden umfrisieren und nennen dann mürrisches Benehmen Würde, Barschheit Ernst, Neid heiligen Eifer, schmutzige Habsucht Wirtschaftlichkeit, Speichelleckerei Höflichkeit, Possenreißerei feinen Witz.

Darum ist das der einzige Weg zur Seligkeit: erstens, daß du dich selbst kennst, sodann, daß du dich in nichts von den Gefühlen leiten läßt, sondern alles mit vernünftiger Überlegung tust. Die Vernunft muß aber gesund und weise sein, das heißt nur auf Edles sehen.

Das ist aber schwer, was du da vorschreibst, wirst du sagen. Wer bestreitet es? Aber jener Ausspruch Platons besteht zu Recht: Alles Schöne ist schwierig. Niemand ist tapferer, als wer sich selbst bezwingt, und kein Lohn größer als die Glückseligkeit. Klar spricht Hieronymus dieses wie das Folgende aus: Nichts ist für einen Christen, dem das Himmelreich versprochen ist, glückseliger. Nichts ist beschwerlicher, als sich Tag für Tag in Lebensgefahr zu befinden. Keiner ist stärker, denn wer den Teufel überwindet. Keiner ist gebrechlicher, denn wer vom Fleisch überwunden wird. Wenn du deine eigenen Kräfte in Betracht ziehst, so ist nichts schwieriger, als das Fleisch dem Geist zu unterwerfen: Blickst du auf Gott, deinen Helfer, dann ist nichts leichter. Darum fasse du jetzt nur hochgemuten

Herzens den Vorsatz zu einem vollkommenen Leben und laß von deinem Vorsatz nicht mehr ab. Nichts hätte sich je der Menschegeist mit Leidenschaft vorgenommen, was er nicht erreicht hätte.

Ein großer Teil des Christseins besteht darin, aus ganzer Seele Christ werden zu wollen. Was auf den ersten Anhieb unüberwindlich scheint, lockert sich langsam und wird durch die Übung leicht und durch die Gewohnheit schließlich geradezu angenehm. Bekannt ist jener Ausspruch des Hesiod: Der Weg zur Tugend ist am Anfang rau, hast du aber den Gipfel erstiegen, wartet deiner unangefochtene Ruhe.

Kein Tier ist so wild, daß nicht menschliche Mühe es zähmen könnte, und die Seele, die alles zu zähmen vermag, soll nicht zu zähmen sein? Deinem leiblichen Wohl zuliebe kannst du jahrelang auf ärztliche Vorschrift hin dich des Weines und der Liebesfreuden enthalten und um einer lebenslänglichen Ruhe willen solltest du nicht nur für ein paar Monate deine Leidenschaften zügeln können, da Gott, dein Schöpfer, es dir gebietet? Um leiblicher Krankheit zu entgehen, tust du alles. Um Leib und Seele vom ewigen Tod zu erretten, tust du nicht einmal, was Heiden getan haben?

Von der Dreiteilung des Menschen in Geist, Seele und Leib

Das war wohl allzu weitschweifig. Damit du dich aber noch besser und gründlicher kennst, will ich dir auch noch in Kürze dartun, wie Origenes den Menschen einteilt. Er folgt nämlich dem Paulus und unterscheidet drei Teile: Geist, Seele und Fleisch. Von dieser Zusammensetzung spricht nun Paulus im ersten Thessalonicherbrief: Euer Leib, die Seele und der Geist werde unversehrt bewahrt auf den Tag unseres Herrn Jesus Christus [5,23]. Isaias aber übergeht den geringwertigsten Teil und spricht nur von zweien: Meine Seele verlangt nach dir des Nachts, und mein Geist in mir erwacht zu dir am frühen Morgen [26,9]. Ebenso heißt es bei Daniel: Ihr Geister und Seelen der Gerechten, preist den Herrn! [3,86]. Aufgrund dieser Stellen kommt Origenes nicht ohne Sinn und Verstand zu einer Dreiteilung des Menschen: Der Leib oder das Fleisch ist der niedrigste Teil, dem jene verschlagene Schlange durch die Erbsünde das Gesetz der Sünde eingeschrieben hat, durch die wir zu Schändlichem gereizt werden und, wenn wir unter-

liegen, der Knechtschaft des Teufels verfallen. Dann der Geist. Durch diesen Teil bringen wir die Ähnlichkeit mit der göttlichen Natur zum Ausdruck; in ihm hat der höchste Schöpfer im Abbild seines Geistes mit dem Finger, das ist mit seinem Geist, jenes ewige Sittengesetz eingegraben. Durch ihn sind wir mit Gott verbunden und werden eins mit ihm. Als Drittes, die Mitte haltend zwischen den beiden andern, nimmt Origenes die Seele an, die der natürlichen Empfindungen und Regungen fähig ist. Sie muß, wie in einem parteisüchtigen Staatswesen, einer der beiden andern Parteien sich anschließen. Von der einen wie der andern wird ihr zugesetzt, aber sie ist darin frei, wem sie sich zuneigen will. Sagt sie dem Fleisch ab und tritt zur Partei des Geistes über, so wird auch sie geistlich. Wirft sie sich weg an die Begierden des Fleisches, so entartet auch sie zum Körperlichen.

Das meint Paulus, wenn er den Korinthern schreibt: Wißt ihr nicht, daß, wer einer Hure anhängt, ein Leib mit ihr wird? Wer aber dem Herrn anhängt, wird ein Geist mit ihm [I. Kor. 6,16]. Hure nennt er den schlüpfrigen Teil im Menschen. Es ist dies jenes verführerische und schmeichlerische Weib, von dem du im Buch der Sprüche liesest: Auf daß du errettet werdest von dem fremden Weib, von der Ausländerin, die einschmeichelnd redet, die den Freund

ihrer Jugend im Stich gelassen und den von ihrem Gott geordneten Bund vergessen hat. Denn zum Tode sinkt ihr Haus hinab und zu den Schatten führen ihre Bahnen. Alle, die zu ihr eingehen, kehren nicht wieder und erreichen nicht des Lebens Pfade [2,16 ff.]. Und im sechsten Kapitel: Daß du bewahrt werdest vor dem bösen Weibe, vor der glatten Zunge der Auswärtigen. Laß dich in deinem Herzen nicht nach ihrer Schönheit gelüsten, noch fange sie dich mit ihren Wimpern. Denn durch ein Hurenweib kommt man herunter bis auf einen Laib Brot, das Weib aber raubt hin die köstliche Seele des Mannes [Vers 24 ff.]. Spricht er nicht in den Worten von der Hure, dem Herzen und der Seele bildhaft von den drei Teilen des Menschen?

Im neunten Kapitel heißt es: Das törichte Weib schwatzt töricht daher, ist voll Einfältigkeit und ganz unwissend. Sie sitzt an der Pforte des Hauses, auf einem Thronszitz auf der Anhöhe der Stadt, daß sie zurufe denen, die des Wegs vorübergehen, die auf ihren Pfaden geradeaus wandeln: Wer einfältig ist, kehre hier ein, und wem es an Verstand gebricht, zu dem spricht sie: Gestohlenes Wasser ist süß, und heimliches Brot schmeckt lieblich. Und er weiß nicht, daß die Schatten dort hausen und in der Unterwelt Tiefen sich befinden, die von ihr geladen werden [Vers 13 ff.]. Wer nämlich sich mit ihr abgibt, wird zur

Hölle fahren, wer sich von ihr fernhält, wird gerettet werden.

Ich frage dich, mit was für Farben konnten malerischer und farbiger die vergifteten Lockungen des Fleisches dargestellt werden, das die Seele zur Schamlosigkeit reizt, die Schlechtigkeit, die sich dem Geist widersetzt und der unselige Ausgang des obsiegenden Fleisches?

Darum macht der Geist uns zu Göttern, das Fleisch zu Tieren, die Seele macht uns zu Menschen. Der Geist macht uns fromm, das Fleisch gottlos, die Seele weder das eine noch das andere. Der Geist trachtet nach dem Himmlischen, das Fleisch nach dem Angenehmen, die Seele nach dem Notwendigen. Der Geist hebt uns in den Himmel, das Fleisch drückt uns zur Hölle nieder, der Seele wird nichts beigemessen. Was fleischlich ist, ist schmachvoll. Was geistlich ist, ist vollkommen. Was der Seele zugehört, ist ein Mittelding und ist weder gut noch böse.

Soll ich dir mit schlichtem Hausverstand, wie Horaz sagt, den Unterschied dieser Teile dartun, gleichsam mit dem Finger darauf deuten? Ich will es versuchen:

Du hast Ehrfurcht vor deinen Eltern, du liebst den Bruder, du liebst die Kinder, du fühlst dich zu deinem Freund hingezogen. So zu tun ist nicht so sehr eine Tugend, wie die Unterlassung ein Vergehen ist. Warum tust du nicht, ob-

wohl du ein Christ bist, was auch die Heiden aus Naturtrieb tun, ja, was sogar das Tier tut? Was seinem Wesen nach natürlich ist, wird nicht als Verdienst angerechnet. Aber du wirst in eine Lage versetzt, wo du dich über die schuldige Ehrfurcht gegenüber deinem Vater hinwegsetzen, die Liebe zu den Kindern überwinden, das Wohlwollen gegenüber dem Freund hintansetzen muß, du würdest sonst Gott erzürnen – was tust du dann? Die Seele steht an einem Kreuzweg: Auf der einen Seite beunruhigt dich das Fleisch, auf der andern der Geist. Der Geist spricht: »Gott ist mehr denn die Eltern, ihnen schuldest du nur den Leib, ihm aber dankst du alles.« Das Fleisch raunt dir zu: »Wenn du nicht gehorchst, enterbt dich der Vater, alle Welt wird dich gottlos nennen. Überleg dir die Sache, denk an deinen Ruf! Gott sieht es nicht oder er sieht darüber hinweg oder wird sich gewiß leicht besänftigen lassen.« Die Seele weiß sich keinen Rat, sie schwankt hierhin und dorthin. Wofür sie sich entscheiden wird, zu dem wird sie, dem fällt sie zu. Verwirft sie das Fleisch und schwingt sich zum Geist auf, so wird sie in Geist verwandelt.

So mußst du dich daran gewöhnen, dich selbst sorgfältig zu prüfen. Denn es ist ein ganz gewaltiger menschlicher Irrtum, wenn man häufig das für den Inbegriff der Frömmigkeit ansieht, was der Natur zugehört.

Manche Leidenschaften hintergehen den Unachtsamen, sie treten mit dem Schein des Ehrenhaften auf und binden sich die Maske der Tugend vor. Der Richter empört sich über den Missetäter, er kommt sich streng und unbestechlich vor. Willst du auch ihm auf den Zahn fühlen? Wenn er sich seiner Stimmung hingibt und der Sklave einer angeborenen Härte ist, wenn er kein Mitgefühl, vielleicht sogar Vergnügen empfindet, sich aber trotzdem nicht gegen sein Richteramt verfehlt, um mit sich zufrieden sein zu können: Sein Verhalten ist weder gut noch böse. Mißbraucht er das Gesetz zu Privathaß oder Eigennutz, dann handelt er fleischlich und begeht einen Mord. Empfindet er aber heftigen Schmerz, weil er gezwungen ist, jemanden zu verderben, den er lieber gebessert und wohlbehalten sähe, und wenn er die wohlverdiente Strafe über ihn mit dem Gefühl verhängt, mit dem der Vater seinen liebsten Sohn viertelen und verbrennen läßt, dann ist sein Tun geistlich.

Die meisten Menschen haben infolge eines natürlichen Hingezogenseins oder einer Eigentümlichkeit ihres Wesens eine Zu- oder Abneigung zu gewissen Dingen. Es gibt solche, die keine fleischliche Wollust kennen: Sie sollen sich das nicht vorschnell als Tugend anrechnen, denn es ist indifferent. Nicht von Sinnlichkeit frei zu sein, sondern sie zu überwinden ist Tugend. Andere fasten gern, gehen gern

in die Kirche, gern in die Messe, beten gern recht viele Psalmen, doch im Geist. Beurteile nach dieser Regel, was einer tut: will einer dabei die Augen auf sich ziehen, schielt er nach seinem Vorteil, so riecht es nach Fleisch, nicht nach Geist. Gibt er nur seiner Sinnesart Raum und tut dabei, wonach sein Herz gelüstet, dann hat er keinen Grund, besonders mit sich zufrieden zu sein, er sollte sich dann eher fürchten.

Mach die Probe aufs Exempel: Du betest und aburteilst über den, der nicht betet. Du fastest und verdammst deinen Bruder, der da ißt. Tut einer nicht, was du tust, so hältst du dich für besser als ihn. Dein Bruder bedarf deiner Hilfe, du murmelst unterdessen Gott deine Gebetlein herunter und entziehst dich deinem Bruder, der dich braucht: Gott wird solche Gebete zurückweisen. Denn wie sollte dich, den Betenden, Gott erhören, da du, ein Mensch, nicht einen Menschen hörst? Höre auch dieses: Liebst du deine Frau nur, weil sie deine Frau ist, so tust du nichts Großes, denn das hast du mit den Heiden gemein. Liebst du sie aber nur, weil sie dir zur Lust dient, so zielt deine Liebe auf das Fleisch. Liebst du sie jedoch vor allem deswegen, weil du in ihr ein Abbild Christi vor Augen hast, indem du auf ihre Frömmigkeit, Bescheidenheit, Nüchternheit und Scham siehst, dann liebst du sie nicht in ihr selbst, sondern in

Christus, ja du liebst Christus in ihr. So erst liebst du deine Frau auf geistliche Weise. Aber darüber will ich an der gegebenen Stelle noch mehr sagen.

Gegen die Lockungen des Geizes

Wenn du merkst, daß du von Natur einen Hang zur Geldgier hast oder vom Teufel dazu gereizt wirst, so bedenke nach den vorstehenden Regeln die Würde deiner Bestimmung, daß du nämlich allein dazu geschaffen und dazu erlöst bist, um jenes höchsten Gutes zu genießen, daß Gott aber dieses ganze Wunderwerk der Welt geschaffen hat, damit alles dir zu Diensten sei. Wie niedrig daher, wie engherzig, die stummen und geringwertigsten Dinge nicht zu gebrauchen, sondern so sehr zu bewundern. Nimm hinweg des Menschen Wahn, was sind dann Gold und Silber anderes als rote und weiße Erde? Was alle heidnischen Philosophen verachtet haben, das willst du Jünger des armen Christus, der du zu weit besserem Besitz berufen bist, als etwas Großes bewundern? Nicht Reichtümer zu besitzen, sondern zu verschmähen ist etwas Großartiges.

Aber da widerspricht mir der große Haufe der Namenchristen und freut sich darüber, sich höchst schlaue zu betrügen: Die Notwendigkeit selber, sagen sie, mahnt uns, Hab und Gut zu erwerben; denn wenn es uns mangelte,

könnten wir gar nicht leben. Geht es knapp zu, so lebt sich's unbequem, hat man's ansehnlicher und üppiger, so trägt das sehr viel zum Wohlbehagen bei. Man schont seine Gesundheit, man sorgt für die Kinder, man leiht den Freunden – das schließt die Verachtung des Geldes aus, und schließlich hat man auch einen besseren Ruf, wenn man gut bei Vermögen ist. Unter Tausenden von Christen wirst du kaum den einen oder andern finden, der nicht so redet oder denkt.

Um diesen jedoch eine Antwort zu geben, will ich ihnen zuerst dafür, daß sie ihre Habsucht mit dem Vorwand der Notdurft verbrämen, das Gleichnis des Evangeliums von den Lilien und Vögeln, die in den Tag leben [Mt. 6,26 u. 28], entgegenhalten, zu deren Nachahmung Christus uns mahnt. Ich will entgegenhalten, daß er den Seinen nicht einmal erlaubte, Beutel und Ranzen zu tragen [Lk. 10,4]. Ich will entgegenhalten, daß er uns befiehlt, das übrige hintanzusetzen und zuerst nach dem Reich Gottes zu trachten, und daß er verspricht, das alles würde uns hinzugegeben werden [Lk. 12,31]. Wann ist denen, die aus ganzem Herzen nach der Frömmigkeit streben, jemals der notwendige Lebensunterhalt nicht hinlänglich zur Hand gewesen? Wie herzlich wenig ist es, wonach die Natur gebieterisch verlangt! Aber du bemißt das Notwendige nicht nach den

Bedürfnissen der Natur, sondern nach den Grenzen, die die Genußsucht setzt; den Frommen aber ist auch das noch genug, was der Natur zu wenig ist.

Allerdings bewundere ich jene nicht gar so sehr, die all das ihre ein einzig Mal aufgeben, um desto unverschämter Fremdes zu erbetteln. Geld zu besitzen ist nicht schuldhaft, aber es ist fehlerhaft, das Geld bewundernd zu verehren. Wenn man im Überfluß damit versehen ist, muß man es mit dem Pflichtbewußtsein eines guten Geschäftsführers verwalten; wird es dir entrissen, so darfst du dich deshalb nicht abhärten, als ob du einer bedeutenden Sache beraubt seist; freue dich vielmehr, daß dir eine so gefährliche Bürde abgenommen ist. Wer es allerdings zum hauptsächlichsten Anliegen seines Lebens macht, Schätze aufzuhäufen, wer nach ihnen greift, als wären sie etwas höchst Kostbares und Erstrebenswertes, und wer sie auf lange Sicht und bis in das sagenhafte Alter eines Nestor hortet, der kann vielleicht mit Recht als guter Geschäftsmann gelten, einen guten Christen würde ich den freilich nicht nennen; denn ein solcher Mensch stellt sich ganz auf sich selbst und mißtraut den Verheißungen Christi. Sollte Christus in seiner Güte einen frommen Menschen, der sein Vertrauen auf ihn setzt, im Stich lassen, da er mildtätig die Sperlinge nährt und kleidet?

Aber wir wollen nun die Annehmlichkeiten unter die Lupe nehmen, die das Geld verschafft, wie man so glaubt. Zunächst nimmt nach der einhelligen Meinung der heidnischen Philosophen unter den nützlichen Gütern der Reichtum die letzte Stelle ein, und wenn nach der Einteilung Epiktets außer der Tugend der Seele alles andere außerhalb des Menschen liegt, dann liegt nichts so außer uns als das Geld, und nichts bringt so geringfügigen Vorteil mit sich. Wenn du ganz allein alles Gold und alle Edelsteine besädest, wäre dadurch dein Charakter auch nur um ein Haar besser, wärst du klüger und gebildeter? Wäre es um deine Gesundheit besser bestellt, würde es dich kräftiger, schöner, jünger machen?

»Aber das Geld verschafft Genüsse.« Gewiß; jedoch solche, die zum Tod führen. »Aber es erwirbt Ehre.« Jedoch was für Ehre? Doch wohl eine solche, die diejenigen fälschlich spenden, die nur Törichtes bewundern und deren Lob fast einem Tadel gleichkommt. Wahre Ehre ist es, von denen gelobt zu werden, die Lob verdienen; höchste Ehre ist es, Christus wohlzugefallen. Wahre Ehre ist nicht eine Auszeichnung für Geld, sondern für die Tugend. Es fällt dir Geld zu, der Pöbel bewundert dich: Du Narr, er bewundert deine Gewänder, nicht dich. Warum steigst du nicht zu dir selbst herab und betrachtest die jämmerliche Armut dei-

ner Seele? Würde der große Haufe sie sehen, er würde dich für so bedauernswert halten, wie er dich nun glücklich preist. »Aber Geld verschafft Freunde.« Zugegeben. Aber falsche Freunde, und es erwirbt sie nicht dir, sondern ihnen selbst. Gerade unter diesem Gesichtspunkt ist der Reiche am allerunglücklichsten, weil er die Freunde nicht zu erkennen vermag. Der eine haßt ihn in seinem Busen als geizig, der andere beneidet ihn, weil er reicher ist, ein Dritter hat nur sich selbst im Auge, er spendet ihm Beifall und lächelt ihm zu, um von ihm zehren zu können. Wer ihn noch so sehr ins Gesicht liebt, der wünscht ihm doch einen frühzeitigen Tod. Niemand liebt ihn so, daß er ihm tot nicht lieber wäre als lebendig. Niemand ist mit ihm so vertraut, daß er die Wahrheit von ihm zu hören bekäme. Mag einer einen Reichen auch noch so aufrichtig lieben, dieser muß doch jeden beargwöhnen. Alle muß er für Aasgeier halten, die auf seinen Leichnam lauern, alle für zudringliche Fliegen, die um seine Vorräte herumschwirren. Was immer also das Geld an Vorteilen mit sich zu bringen scheint, das ist übertüncht, schemenhaft und voller Blendwerk.

Zumeist bringt Reichtum wahre Übel und benimmt die wahren Güter. Wenn du Soll und Haben wohl gegeneinander abwägst, dann wirst du finden, daß Reichtum niemals solchen Vorteil bringt, daß er nicht weit größeren Nachteil

im Gefolge hätte. Mit welch jämmerlichen Plackereien muß man ihn sich erwerben, unter welchen Gefahren und mit welch großer Unruhe sein Sklave sein, mit welch großem Schmerz verliert man ihn! Aus diesem Grund nennt Christus den Reichtum die Dornen [Lk. 8,14], die jegliche Seelenruhe, das Süßeste, was es für den Menschen gibt, mit tausend Sorgen zerfleischen. Nie wird der Durst nach ihm gestillt, sondern mehr und mehr reizt es ihn an. Unaufhaltsam treibt er in jegliches Verbrechen. Laß dir nicht betrügerisch schmeicheln, indem du sagst: Nichts hindert daran, zugleich reich und fromm zu sein. Denke daran, was die Wahrheit gesagt hat: Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr hindurchgeht, als daß ein Reicher in das Himmelreich eingehe [Mt. 19,24]. Durchaus wahr ist auch jener Ausspruch des heiligen Hieronymus: Ein Reicher muß entweder Herr oder Erbe des ungerechten Mammons sein. Beträchtlichen Reichtum erwirbt oder erhält man nie ohne Sünde. Bedenke, daß er dir weit größere Schätze raubt. Wer immer das Geld bewundert, haßt ja die Neigung zur Tugend, haßt die ehrenvolle Betätigung. Außerdem nennt Paulus die Sünde des Geizes allein Götzendienst [Eph. 5,5]. Und so schickt sich durchaus für einen Christen nichts weniger. Du kannst nicht zugleich Gott dienen und dem Mammon [Mt. 6,24].

Gegen den Ehrgeiz

Wenn der Ehrgeiz mit seinen Zaubersprüchen deine Seele anficht, dann wappne dich mit folgenden Gegenmitteln: Halte dich sogleich fest an das, was ich oben ausgeführt habe, daß das allein Ehre ist, was von der Tugend herrührt, daß man aber diese Ehre fliehen muß, wie es uns Christus durch sein Wort und Beispiel gelehrt hat. Allein nach solcher Ehre muß der Christ trachten, nicht von den Menschen, sondern von Gott gelobt zu werden. Wen Gott auszeichnet, der ist bewährt, wie der Apostel sagt [2. Kor. 10,18]. Ehre aber, die man von einem Menschen ob einer unehrenhaften Sache erhält, oder Ehre, die man von unsittlichen Menschen erlangt, ist nicht Ehre, sondern große Schande. Beruht sie auf etwas, was an sich weder gut noch böse ist, also auf Körperschönheit, Kraft, Reichtum und edler Herkunft, so kann sie auch dann nicht mit Recht als Ehre gelten; denn niemand hat Anspruch auf Ehre ob einer Sache, um deretwillen er kein Lob verdient. Rührt sie von etwas Ehrenhaftem her, so ist sie zwar Ehre, aber wer sie verdient, trachtet nicht nach ihr, er ist allein zufrieden mit

der Tugend und einem reinen Gewissen. Siehe darum, wie höchst lächerlich die Ehren sind, nach denen der große Haufe so leidenschaftlich verlangt. Von wem rühren sie denn her? Doch von solchen, die keinen Unterschied zwischen Ehrenhaftem und Unehrenhaftem kennen. Für was erlangt man sie? Zumeist für etwas, was weder gut noch böse ist, oft für Schimpfliches. Wer immer dir daher Ehre erweist, tut es, weil er sich vor dir fürchtet, und deshalb mußt du ihn fürchten; oder er tut es, um von dir Nutzen zu haben und lacht hinterher über dich; oder er tut es, weil er nichtswürdige Dinge bewundert, die keine Ehre verdienen, und dann muß man ihn bedauern. Vielleicht meint er auch, du seist mit solchen Dingen ausgestattet, denen man Ehre schuldet. Ist seine Meinung irrig, so sei darauf bedacht, das zu werden, wofür er dich hält; besteht seine Meinung aber zu Recht, so schreibe alle deine Ehre dem zu, dem du sie schuldest und dem du auch alles das verdankst, wofür man dir Ehren erweist. Denn es steht dir nicht zu, dir selber Ehre anzumaßen, wie du dir selbst nicht Tugend zuschreiben darfst.

Was ist zudem sinnloser, als deinen Wert nach dem Urteil armseliger Menschen zu bemessen? Ist dein Wert in ihre Hand gelegt, so können sie die Ehre, die sie verliehen haben, auch wieder entziehen, sobald es ihnen gefällt, und

sie können dich auch wieder entehren, wenn sie dich ehren konnten. Darum gibt es nichts Törichtereres, als zu frohlocken, wenn man Ehre erlangt, und sich zu ärgern, wenn man sie verliert. Daß das nicht die wahren Ehren sind, kannst du schon daran merken, daß man sie mit den schlechtesten und verworfensten Menschen teilt. Vielmehr werden sie fast niemandem reichlicher zuteil als solchen, die wahrer Ehren am unwürdigsten sind.

Bedenke, wie beseligend der Seelenfriede eines anspruchslosen, zurückgezogenen und von allem Lärm der Hoffart abgeschiedenen Lebens ist, wie dornenreich dagegen, wie voll Sorgen, Gefahren und Leiden das Leben der Mächtigen; wie schwierig es ist, im Glück nicht seiner selbst zu vergessen, wie beschwerlich, auf schlüpfrigem Boden zu stehen und nicht zu fallen, wie tödlich der Sturz aus der Höhe. Bedenke, daß alle Würde mit der größten Bürde gepaart ist, wie streng das Urteil des höchsten Richters über jene ergehen wird, die sich hier in angemäßigten Ehren den andern übergeordnet haben. Wer sich nämlich erniedrigt hat, der wird Barmherzigkeit finden, wer sich aber erhöht, der verschließt sich selbst die Gnadenhilfe.

Das Beispiel deines Hauptes Christi hafte immerdar in deiner Seele. Wer war in den Augen der Welt unberühmter, verachteter und aller Ehren barer als er? Wie hat er, der

über jede Ehre erhaben war, die Ehren geflohen, auch wenn sie ihm dargebracht wurden! Wie hat er der Ehren gelacht, als er auf dem Esel saß; wie hat er sie verurteilt, als er mit dem Purpurmantel bekleidet und mit Dornen gekrönt war, als er einen entehrenden Tod erwählte! Aber ihn, den die Welt verachtete, hat der Vater verherrlicht. Dein Ruhm beruhe auf Christi Kreuz [Gal. 6,14], auf dem das Heil der Welt beruht. Was nützen dir menschliche Ehren, wenn Gott dich zurückstößt und verachtet, wenn die Engel dich fliehen?

Gegen Stolz und Überheblichkeit

Du wirst dich nicht selbst überheben, wenn du nach jenem allbekanntem Sprichwort »Erkenne dich selbst« in Rechnung stellst, daß alles, was an dir groß, schön und herrlich ist, Gottes Geschenk ist, nicht dein Besitz. Was hingegen unansehnlich, armselig und verkehrt ist, das schreibe ganz und gar dir allein zu. Sei dessen eingedenk, in welcher Niedrigkeit du empfangen und geboren wurdest, wie nackt, hilflos, stockdumm und bejammernswert du an dieses Tageslicht hervorgekrochen bist, wie vielen Krankheiten, Zufällen und Mühseligkeiten dieser armselige Leib von allen Seiten ausgesetzt ist. Welche lächerliche Kleinigkeit kann unversehens einem Hünen den Garaus machen, und strotze er auch noch so sehr von Geist!

Erwäge auch dieses: Welcher Art es auch immer sein mag, weswegen du dir gefällt – ist es weder gut noch böse, so ist es Dummheit; ist es schimpflich, so ist es Wahnsinn; ist es ehrenhaft, so ist es Undankbarkeit. Sei dir bewußt, daß Dummheit und Unverstand durch nichts einwandfreier bewiesen werden, als wenn einer sich selber ungemein

gefällt. Keine Art von Torheit ist beklagenswerter. Wenn du dich brütest, weil ein armseliger Mensch sich dir unterordnet, so bedenke, wieviel größer und mächtiger Gott bedrohlich über deinem Haupt schwebt, der jeden hochmütigen Nacken beugt und alle Hügel eben macht [Is. 40,4], der nicht einmal des Engels schonte, der überheblich war [2. Petr. 2,4].

Wenn du dich stets mit dem Vortrefflichen vergleichst, kann dir auch das weniger Wertvolle zu einer Hilfe werden. Du gefällst dir deiner körperlichen Wohlgestalt wegen: Vergleiche dich mit denen, die dich an Schönheit übertreffen. Dir schwillt der Kamm ob deiner Gelehrtheit: Richte die Augen auf jene, an denen gemessen du nichts gelernt zu haben scheinst. Sodann hilft es auch, wenn du nicht an deine Vorzüge denkst, sondern daran, wieviel dir mangelt, wenn du mit Paulus vergißt, was hinter dir liegt, und dich nach dem ausstreckst, was vor dir liegt [Phil. 3,13]. Es ist auch nicht ohne Sinn und Verstand, unsere Mängel kurzerhand zu Heilmitteln zu machen und das Gift gleichsam durch ein Gegengift zu vertreiben, wenn uns der Hauch der Hoffart anweht. Man macht das so: Wenn wir uns von ungefähr oder durch Dummheit ein großes körperliches Gebrechen oder einen beträchtlichen Verlust zugezogen haben und uns das sehr ans Herz geht, so laß uns dies vor

Augen halten: Wir wollen uns nach dem Vorbild des Pfaus vor allem von der Seite betrachten, wo wir am garstigsten sind, damit unser geschwollener Kamm in sich zusammensinke.

Zudem ist kein Laster Gott mehr verhaßt und keines reizt die Menschen mehr zu Spott und Hohn, als die Anmaßung. Bescheidenheit dagegen erwirbt das Wohlgefallen Gottes und fügt das Wohlwollen der Menschen hinzu. Kurz, es bewahrt uns vor allem ein Zweifaches vor dem Stolz: Die Erwägung, was du für dich allein genommen bist – ein Häufchen Elend, wenn du zur Welt kommst, eine Seifenblase durch dein ganzes Leben hindurch und eine Speise für die Würmer im Tod – und was Christus für dich geworden ist.

Gegen Zorn und Rachsucht

Wenn dich ein heftiger Schmerz der Seele zur Rache reizt, so bedenke, daß der Zorn nur eine falsche Nachäffung etwa der Tapferkeit ist. Nichts ist so weibisch, nichts zeugt so sehr von haltloser und niedriger Gesinnung als Freude an der Rache. Du trachtest danach, als beherzt zu gelten, indem du kein ungerächtes Unrecht erträgst; aber damit legst du nur deine Jungenhaftigkeit an den Tag, es fehlt dir die Selbstbeherrschung, die Eigenschaft des Mannes. Wieviel tapferer und hochherziger ist es, über eine fremde Dummheit hinwegzusehen, als sie nachzuahmen.

»Aber der andere hat mir geschadet, er ist ein Rohling, er läßt seinen Mutwillen an mir aus.« Je schlimmer er ist, desto mehr hüte dich davor, ihm gleich zu werden. Was für ein Übel, was für ein Wahnsinn ist es, daß du dich an fremder Schlechtigkeit rächst und dabei selbst schlechter wirst! Siehst du über den Schimpf hinweg, so sehen alle, daß dir Unrecht geschehen ist. Läßt du dich aber aufbringen, so machst du nur die Sache deines Angreifers besser. Erwäge ferner auch dieses: Es verhält sich so, daß ein erlittener

Schaden durch die Rache nicht aufgehoben, sondern vergrößert wird. Denn wo soll schließlich dem gegenseitigen Unrecht ein Ende gesetzt werden, wenn jeder damit fortfährt, seinen Unmut durch Rache zu vergelten? Auf beiden Seiten vermehren sich die Feinde, der Unmut wird heftiger, und je älter er wird, um so weniger läßt er sich heilen. Durch Milde und Geduld aber wird zuweilen auch der wieder zurechtgebracht, der das Unrecht zugefügt hat; er geht in sich, und aus einem Feind wird der allerzuverlässigste Freund. Durch Rache aber strömt das Übel, das du beseitigen möchtest, auf dich zurück, und dies nicht ohne schlimme Wucherzinsen.

Auch das wird kein unwirksames Mittel gegen den Zorn sein, wenn du nach der oben dargelegten Einteilung der Dinge erwägst, daß ein Mensch dem andern nicht schaden kann, wenn dieser sich nicht darauf einläßt, es sei denn an äußeren Gütern, die nicht eigentlich zum wahren Wesen des Menschen gehören. Denn die wahren Güter der Seele kann allein Gott nehmen und das tut er nur den Undankbaren; er allein kann sie auch verleihen, und das pflegt er nicht bei den Unduldsamen und Unnachgiebigen zu tun. Daher wird kein Christ verletzt, es sei denn von sich selbst, und Unrecht schlägt nur den eigenen Herrn. Es hilft auch dies – obwohl es weniger ins Gewicht fällt –, einem Seelen-

schmerz nicht nachzuhängen, wenn du die näheren Umstände überdenkst, wie man es in der Redekunst tut, deinen Schaden verkleinerst und das fremde Unrecht herabmilderst, etwa in der Weise: Er hat mich geschädigt, aber der Schaden läßt sich leicht beheben; er ist ein Kind und der Dinge unerfahren, er ist jung, es ist ein Weib; er hat es auf fremden Antrieb hin getan, er hat sich nichts dabei gedacht, er war betrunken, man muß darüber hinwegsehen. Und wieder anders: Er hat mich schwer gekränkt, aber es ist mein Vater, mein Bruder, mein Lehrer, mein Freund, meine Gattin. Ich muß diesen Schmerz seiner Liebe oder seiner Autorität zugute halten. Oder du kannst gegeneinander abwägend das Unrecht gegen die Wohltaten ausgleichen, die dir von dem andern erwiesen wurden, oder gegen das Unrecht, das du ihm angetan hast. Du kannst sagen: Jetzt hat er mir Schaden zugefügt, aber wie oft hat er mir sonst genützt! Es zeugt von unedler Gesinnung, Wohltaten zu vergessen und geringfügiges Unrecht im Gedächtnis zu behalten. Jetzt hat er mich gekränkt, aber wie oft ist er von mir gekränkt worden. Ich will ihm verzeihen, damit auch er nach meinem Beispiel mir verzeiht, wenn ich fehle.

Ein weit wirksameres Mittel ist es sodann, wenn du bei der Verfehlung eines Menschen gegen dich bedenkst, wo-

durch, wie schwer und wie oft du gegen Gott gesündigt hast, in wie vieler Beziehung du ihm gegenüber straffällig geworden bist. Soviel du deinem Bruder nachläßt, der dein Schuldner ist, soviel wird dir Gott verzeihen. Diese Art der Schuldentilgung hat uns der Gläubiger selbst gelehrt [Mt. 6,12]. Er wird das Gesetz nicht verwerfen, das er selbst erlassen hat.

Um deine Sündenschuld loszuwerden, läufst du nach Rom, schiffst zum heiligen Jakobus, kaufst ansehnliche Ablassbriefe. Ich verurteile nicht, daß du das tust, aber du mußt alles tun. Es gibt gewiß keine zweckmäßigere Weise, dich nach einer Sünde mit Gott zu versöhnen, als wenn du dich mit deinem Bruder versöhnst, der gegen dich gefehlt hat. Vergib dem Nächsten eine leichte Schuld – denn leicht ist, was immer ein Mensch gegen den andern sündigt –, damit dir Christus soviel tausend Sünden verzeihe.

»Aber es ist hart«, sagst du, »das ergrimmete Gemüt zu beschwichtigen.« – Ist es dir keine Hilfe, wieviel Härteres Christus für dich ertragen hat? Was warst du, als er seine kostbare Seele für dich hingab? Doch wohl ein Feind? Mit welcher Nachsicht erträgt er dich täglich, der du die alten Vergehen immer wieder begehst! Mit welcher Sanftmut endlich ertrug er Schimpf und Schande, Fesseln, Geißelung und den allerschimpflichsten Tod! Was rühmst du dich des

Hauptes, wenn du dich nicht mühest, dem Leibe zuzugehören? Du bist nicht ein Glied Christi, wenn du nicht in die Fußstapfen Christi trittst. »Aber er verdient es nicht, daß man ihm verzeiht.« – Hast du es denn verdient, daß Gott dir verziehen hat? An dir selbst willst du Barmherzigkeit erfahren, und an dem Bruder willst du strenge Gerechtigkeit üben? Ist es etwas Großes, daß du Sünder dem Sünder verzeihst, wenn Christus den Vater für diejenigen gebeten hat, die ihn ans Kreuz schlugen? Ist es allzu schwierig, den Bruder nicht niederzuschlagen, da dir sogar geboten ist, ihn zu lieben? Ist es hart, eine Übeltat nicht heimzuzahlen, wenn du dafür eine Wohltat zurückerhältst? Willst du nicht gegenüber deinem Mitknecht sein, was Christus gegenüber seinem Knecht ist? Und schließlich: Wenn der andere dessen nicht würdig ist, daß ihm eine Übeltat mit einer Wohltat vergolten wird, so bist doch du dessen würdig es zu tun, und Christus ist es würdig, für den es geschieht.

»Aber wenn ich ein altes Unrecht hingehen lasse, ermuntere ich zu einem neuen; er wird das Unrecht wiederholen, wenn er bei diesem ungestraft durchkommt.« – Kannst du dem ohne Schuld aus dem Weg gehen, so tue es; kannst du Abhilfe schaffen, so tue es; kannst du die Sache wieder zurechtflicken, so tue es; kannst du den Rasenden

zur Vernunft bringen, so tue es; wenn nicht, dann ist es besser, er gehe allein zugrunde, als du mit ihm. Halte den, der darüber triumphiert, daß er Schaden verursacht hat, der Erbarmung würdig, nicht der Strafe. Willst du so zürnen, daß es Lob verdient, so zürne über den Fehler, nicht über den Menschen.

Je mehr du aber von Natur aus zum Zorn neigst, um so mehr schütze dich im voraus dagegen und grabe diesen Grundsatz in deine Seele ein: Sage und tue nie etwas im Zorn und traue dir nicht in der Erregung. Sei mißtrauisch gegen alles, was jene Aufwallung des Gemüts dir zuspricht, und sei es auch ehrenhaft. Sei dessen eingedenk, daß zwischen einem Verrückten und einem, der vor Zorn rast, kein größerer Unterschied besteht als zwischen einer vorübergehenden und einer dauernden Tollheit. Sei dir bewußt, wie vieles du schon im Zorn gesagt und getan hast, was dich reut und was du vergeblich geändert haben möchtest.

Läuft dir die Galle über und kannst du dich nicht sogleich ganz gegen dein Zornigwerden wehren, so komme wenigstens soweit zur Besinnung, daß du dir bewußt wirst, nicht bei gesundem Verstand zu sein. Dieser Gedanke ist schon ein nicht geringer Schritt zur Genesung. So denke denn jetzt bei dir: Jetzt bin ich aufgebracht, etwas später werde ich wieder andern Sinnes sein. Warum soll

ich also im Zorn etwas gegen meinen Freund äußern, was ich hernach nicht mehr rückgängig machen kann, wenn ich wieder ruhig geworden bin? Warum soll ich jetzt, da ich außer Sinnen bin, etwas tun, was mir sehr leid tun wird, wenn ich wieder bei mir selbst bin? Warum soll die Vernunft, die Frömmigkeit, warum endlich soll Christus nicht eher von mir erlangen, was kurz hernach die Zeit bewirkt? Ich glaube, die Natur hat niemand so viel schwarze Galle mitgegeben, daß er sich nicht soweit beherrschen kann.

Das Beste aber ist es, nachdem du so belehrt bist, das Gemüt durch Vernunft und Gewöhnung so unempfindlich zu machen, daß du überhaupt nicht mehr in Harnisch gerätst. Vollkommen aber ist es, sich nur über das Laster zu empören und jede Ehrenkränkung mit einer Liebestat zu beantworten. Schließlich erfordert auch das menschliche Maßhalten, daß man sich nicht ganz gehen läßt. Überhaupt nicht in Zorn zu geraten, ist gottähnlich und deshalb über die Maßen schön. Das Böse durch das Gute zu überwinden [Röm. 12,21], heißt mit der vollkommenen Liebe Christi wetteifern. Den Zorn unterdrücken und ihn im Zaum halten, ist Sache eines verständigen Menschen. Der Galle freien Lauf lassen, ist nicht menschlich, sondern paßt zu den wilden Tieren. Es hilft auch dazu, zu erkennen, wie unrühmlich es für den Menschen ist, sich vom Zorn überwäl-

tigen zu lassen, wenn du frei von Leidenschaft die Mienen eines Zornigen betrachtest oder vor den Spiegel gehst, wenn du selbst zornig bist. Wenn da die Augen Blitze schießen, die Wangen erbleichen, der Mund sich verzerrt, die Lippen schäumen, die Glieder zittern, die Stimme zum Gebrüll wird, die Gebärden wechseln – wer kann dich dann noch für einen Menschen halten?

DIE ERZIEHUNG
DES CHRISTLICHEN FÜRSTEN

Die Last des Krieges

Obwohl ein Herrscher niemals einen unüberlegten Entschluß fassen dürfte, wird er niemals bedächtiger und umsichtiger sein, als wenn er einen Krieg beginnen muß, weil zwar auch aus anderen Gegebenheiten Nachteile entstehen können, aus einem einzigen Krieg aber der Untergang alles Wertvollen seinen Anfang nimmt und aus ihm ein Meer von Unheil hervorströmt und weil ferner kein anderes Unheil so hartnäckig erhalten bleibt. Krieg entsteht aus Krieg. Aus einem ganz kleinen wird ein ganz großer, aus einem einzigen ein zweiter, aus Kurzweil Ernst und Grausen. Und das Unheil eines Krieges, der anderswo entstanden ist, breitet sich bei den Nächsten und sogar bei den weiter Entfernten aus.

Ein guter Herrscher wird niemals einen Krieg beginnen, außer er kann ihn auf keine Weise vermeiden, obwohl er alles versucht hat. Wenn wir diese Einstellung hätten, würde kaum jemals ein Krieg zwischen den Menschen ausbrechen. Wenn schließlich etwas so Unheilvolles nicht vermieden werden kann, wird es die nächste Sorge des Herr-

schers sein, daß er mit möglichst wenig Vergießen von Christenblut geführt und möglichst schnell beendet werde. Der wahrhaft christliche Herrscher soll zuerst bedenken, welch großer Unterschied zwischen dem Menschen, einem Wesen, das für Frieden und Güte geboren ist, und den wilden Tieren besteht, die für Beutemachen und Kampf geboren sind, ferner, welch ein Unterschied zwischen einem Menschen, der nur Mensch, und einem, der auch Christ ist, besteht. Hierauf überlege er, wie erstrebenswert, wie edel und vorteilhaft der Friede, wie verhängnisvoll und verbrecherisch der Krieg im Gegensatz dazu ist, welche Schar von Übeln aller Art er mit sich bringt, auch wenn es der gerechteste Krieg ist, falls überhaupt ein Krieg gerecht genannt werden kann. Schließlich schalte er alle Gefühle aus und wende nur die Vernunft zur Überlegung an, bis er errechnet hat, wieviel der Krieg kosten wird und ob das, was durch den Krieg erreicht werden soll, dafürsteht, auch wenn der Sieg sicher ist, der nicht immer die gerechte Sache zu begünstigen pflegt. Berechne die Sorgen, den Aufwand, die Gefahren, die lästige und lange Rüstung. Es muß der Abschaum der verkommensten Menschen gewonnen werden, und während du als Herrscher einem anderen Herrscher gegenüber mutiger erscheinen willst, muß man mit Geld dem Söldner schmeicheln, man muß

ihm entgegenkommen, obwohl diese Sorte von Menschen ganz verwerflich und fluchwürdig ist. Nichts bedeutet dem guten Herrscher mehr, als möglichst gute Untertanen zu haben. Aber was verdirbt die Sitten in größerem Ausmaße und wirksamer als ein Krieg? Nichts wünscht der Herrscher mehr, als seine Untertanen in jeder Hinsicht unverehrt und in günstiger Lage zu sehen. Aber wenn er die Erfahrung des Kriegführens macht, ist er gezwungen, die Jugend vielen Gefahren auszusetzen und oft in einer einzigen Stunde viele zu Waisen, Witwen, kinderlosen Greisen, zu Bettlern und Unglücklichen zu machen.

Allzu teuer wird die Weisheit der Herrscher dem Erdkreis zu stehen kommen, wenn sie fortfahren, durch Experimente zu lernen, wie abscheulich der Krieg ist, wie einmal ein alter Mann sagte: »Ich hätte nicht geglaubt, daß der Krieg etwas so Schreckliches ist.« Aber beim unsterblichen Gott, durch wieviel Unheil der ganzen Welt hast du diesen Satz erfahren! Man wird einmal einsehen, daß es nutzlos war, die Grenzen des Landes erweitert zu haben, und daß das, was im Anfang Gewinn schien, der Gipfel des Unglücks war, aber mittlerweile sind Tausende von Menschen getötet oder schwer getroffen worden. Das soll man eher aus Büchern, aus den Erinnerungen alter Leute und aus den Gefährdungen der Nachbarländer lernen. So und so viele

Jahre kämpft dieser oder jener Fürst für ein Land: Um wieviel größer war der Schaden als der Nutzen? Ein guter Herrscher wird so etwas nur dann beginnen, wenn es auf die Dauer Beifall findet. Was in leidenschaftlichem Gefühl unternommen wird, wird gebilligt, solange wir von diesem Gefühl beherrscht sind, was aber mit Überlegung unternommen wird, hat sowohl der Jugend gefallen und wird auch dem Alter zusagen. Nie muß man das mehr bedenken, als wenn man einen Krieg beginnt.

Platon nannte es Aufstand, nicht Krieg, wenn Griechen mit Griechen kämpften, und er verlangt, daß er maßvoll geführt werde, wenn er schon einmal ausgebrochen sei. Mit welchem Wort aber müssen wir es bezeichnen, wenn Christen mit Christen kämpfen, die durch viele Bande miteinander verbunden sind? Was aber, wenn das wegen irgendeines Titels, eines persönlichen Hasses, eines törichten und kindischen Ehrgeizes auf grausamste Weise begonnen und viele Jahre hindurch fortgesetzt wird?

Manche Herrscher täuschen sich durch folgende Überlegung: Es gibt gerechte Kriege, und ich habe einen gerechten Grund, einen gerechten Krieg zu beginnen. Ob es überhaupt einen gerechten Krieg gibt, lassen wir einmal außer acht, wem aber erscheint sein Anliegen nicht gerecht? Bei der großen Veränderlichkeit und dem raschen Wechsel

der menschlichen Situation, bei so vielen eben geschlossenen und schon wieder zerrissenen Verträgen, wem könnte da ein Vorwand fehlen, wenn jeder Vorwand ausreicht, einen Krieg zu inszenieren?

Aber die kirchlichen Vorschriften verwerfen nicht jeden Krieg. Auch Augustinus billigt ihn irgendwo. Auch der hl. Bernhard lobt einige Soldaten. Aber Christus selbst, aber Petrus, aber Paulus lehren überall das Gegenteil. Warum gilt ihre Autorität bei uns weniger als die des Augustinus oder Bernhard? Augustinus billigte an der einen oder anderen Stelle den Krieg, aber die gesamte Lehre Christi ist gegen den Krieg gerichtet. Die Apostel selbst billigten nirgends den Krieg, und an wie vielen Stellen heißen selbst jene heiligen Lehrer, von denen wir behaupten, daß sie an der einen oder anderen Stelle den Krieg gebilligt haben, ihn gut und an wie vielen verwünschen sie ihn? Warum halten wir an dem fest, was unsere Laster fördert, indem wir das alles ignorieren? Wenn einer schließlich der Sache sorgfältiger nachgeht, wird er finden, daß die Art von Kriegen, von denen wir jetzt heimgesucht werden, von niemandem gebilligt wird.

Gewisse Künste werden deshalb von den Gesetzen verboten, weil sie dem Betrug allzu nahestehen und meistens mit List betrieben werden wie Astrologie und Alchimie,

wie man sagt, obwohl es sein kann, daß sich einer ihrer auf rechte Weise bedient. Weitaus gerechter würde das bei Kriegen gemacht werden, wenn auch einer von ihnen gerecht sein könnte. Dennoch weiß ich nicht, ob bei der heutigen Situation der Menschheit irgendein solcher gefunden werden könnte, d.h. einer, dessen Ursache nicht Ehrgeiz oder Zorn oder Brutalität oder Begierde oder Habgier wäre. Oft geschieht es, daß Vornehme, die verschwenderischer sind, als es ihr Vermögen verträgt, einen Krieg anstiften, sobald sich eine Gelegenheit bietet, indem sie durch Ausplünderung der eigenen Mitbürger ihr Vermögen in der Heimat mehren können. Es geschieht oft, daß Herrscher miteinander spielen und mit ersonnenen Vorwänden einen Krieg führen, um die Macht des Volkes zu schwächen und durch ein allgemeines Unglück ihre Anhänger zu stärken. Deshalb muß ein guter christlicher Herrscher jeden Krieg, mag er auch noch so gerecht sein, für verdächtig halten.

Aber sie prägen sich ein, man dürfe ein Recht nicht aufgeben. Und dieses Recht bezieht sich in erster Linie auf den persönlichen Vorteil des Herrschers, wenn ihm durch Verschwägerung etwas zugefallen ist. Wie ungerecht ist es, das durch unermessliches Leid des Volkes zu erlangen suchen, und während man irgendeinen Zuwachs an Land zu

gewinnen trachtet, das ganze Reich auszuplündern und in äußerste Bedrängnis zu führen. Ein Herrscher beleidigt einen anderen in einer geringfügigen, noch dazu privaten Sache, offenbar in einer verwandtschaftlichen Angelegenheit oder etwas Ähnlichem – was geht das das Volk in seiner Gesamtheit an? Alles beurteilt der gute Herrscher nach dem Vorteil für die Allgemeinheit, sonst ist er kein Herrscher. Es gibt über Menschen nicht die gleichen Rechte wie über Tiere.

Ein guter Teil der Herrschaft beruht auf der Zustimmung des Volkes, sie schafft in erster Linie die Könige. Und wenn schon ein Streit zwischen Herrschern entsteht, warum geht man nicht lieber zu Schiedsrichtern? Es gibt so viele Bischöfe, so viele Äbte und Gelehrte, viele bedeutende Beamte, durch deren Urteil man die Angelegenheit eher erledigen könnte als durch Niedermetzeln, Raubzüge und viele Katastrophen für den gesamten Erdkreis.

Zuerst muß dem Herrscher sein eigener Rechtsanspruch verdächtig sein; dann muß er, wenn dieser sehr viel kostet, erwägen, ob er mit soviel Unheil für den ganzen Erdkreis durchgesetzt werden darf. Die Klugen wollen manchmal lieber etwas verlieren als gewinnen, weil sie begreifen, daß das ein geringerer Verlust ist. Ich meine, der Kaiser sollte lieber auf sein Recht verzichten wollen, als

jenes alte Land gewinnen und jenes Recht durchsetzen, das ihm die Schriften der Rechtsgelehrten darlegen. Aber was ist noch gesichert, sagt man, wenn niemand auf seinem Recht beharrt? Gewiß soll er darauf beharren, wenn es zum Vorteil des Staates ist. Nur soll der Rechtsanspruch des Herrschers den Bürgern nicht zu teuer zu stehen kommen. Was aber ist denn jetzt gesichert, wenn jeder sein Recht bis zum Äußersten durchsetzt? Wir sehen, daß Kriege aus Kriegen entstehen, Kriege den Kriegen folgen und daß es kein Maß und Ende des Unruhestiftens gibt. Es steht zur Genüge fest, daß durch diese Maßnahmen nichts erreicht wird. Es müssen daher andere Heilmittel versucht werden. Nicht einmal unter vertrauten Freunden wird Freundschaft bestehen bleiben, wenn nicht manchmal einer dem anderen nachgibt. Oft sieht der Gatte der Gattin etwas nach, damit er keine Zwietracht entfache. Was bringt der Krieg anderes hervor als Krieg? Aber Zuvorkommenheit ermuntert zu Zuvorkommenheit, Gerechtigkeit zu Gerechtigkeit.

Einen frommen und gütigen Herrscher wird es auch beeindrucken zu erkennen, daß aus dem unermesslichen Unheil, welches jeder Krieg mit sich bringt, der größte Teil über die kommt, die der Krieg nichts angeht und die dieses Unglück am wenigsten verdient haben.

Nachdem der Herrscher nach Durchführung aller Berechnungen die Gesamtsumme der Übel festgestellt hat (falls er sie jemals feststellen kann), dann wird er denken: Ich allein werde der Urheber soviel Unheils gewesen sein? So viel Blutvergießen, so viele Witwen, so viele Trauerhäuser, so viele kinderlose Greise, so viele schuldlos Darbende, eine solche Verderbnis der Sitten, der Gesetze und der Ehrfurcht soll von mir allein herbeigeführt werden? Dafür soll ich von Christus bestraft werden?

Der Herrscher kann sich nicht an einem Feind rächen, ohne zuvor gegen seine Untertanen wie ein Feind vorgegangen zu sein. Das Volk muß ausgeplündert, die Soldaten müssen gepflegt werden, die Vergil nicht ohne Grund gottlos nennt. Bürger müssen aus den Gebieten evakuiert werden, wo sie früher ihren Besitz genossen. Bürger müssen eingeschlossen werden, um den Feind einzuschließen. Und oft geschieht es, daß wir an den unseren mehr Grausamkeiten begehen als an dem Feind.

Wenn es auch schwieriger ist, so ist es doch auch schöner, ein prächtiges Gemeinwesen aufzubauen als zu zerstören. Wir sehen, daß von Laien und Privatpersonen blühende Städte gegründet wurden, die die Wut der Fürsten zerstört. Und sehr oft zerstören wir eine Stadt unter größerer Anstrengung und mit größeren Kosten, als man eine neue

hätte gründen können, und wir inszenieren einen Krieg mit so großem Aufwand, mit so großen Ausgaben, mit solcher Mühe und Sorgfalt, daß aus dem zehnten Teil dieser Anstrengungen der Friede hätte erhalten werden können.

Ein guter Herrscher wird immer nach dem Ruhm streben, der unblutig und mit niemandes Unglück verbunden ist. Und wenn der Krieg den bestmöglichen Ausgang nimmt, so ist das Glück nur der Anteil der einen Partei, der der anderen das Verderben. Oft weint auch ein Sieger über einen zu teuer erkauften Sieg.

Und wenn uns nicht Ehrfurcht bestimmt und nicht das Unglück des Erdkreises, dann soll doch die Ehre des christlichen Namens uns bestimmen. Was glauben wir, was Türken und Sarazenen über uns sprechen, wenn sie sehen, daß es schon viele Jahrhunderte hindurch zu keiner Einigung zwischen christlichen Herrschern kommt? Daß der Friede durch keine Verträge erhalten bleibt? Daß es kein Maß im Blutvergießen gibt, daß es unter den Heiden weniger Unruhen gibt als unter denen, die sich nach der Lehre Christi zur höchsten Eintracht bekennen?

Wie flüchtig, wie kurz, wie zerbrechlich ist das menschliche Leben, wie vielen Bedrohungen ist es ausgesetzt, da es das Angriffsziel vieler Krankheiten, Unglücksfälle, Ein-

stürze, Schiffbrüche, Erdbeben und Blitze ist! Es ist daher in keiner Weise notwendig, durch Kriege Unheil herbeizurufen. Dennoch entstehen daraus mehr Übel als aus allen anderen Ursachen. Es wäre die Rolle der Prediger, die Leidenschaft der Zwietracht aus der Tiefe des Bewußtseins des Volkes herauszureißen. Nun haßt der Engländer den Franzosen, der Franzose den Engländer aus keinem anderen Grund, als weil er Engländer ist. Der Schotte haßt den Briten, nur weil er Schotte ist, der Italiener den Deutschen, der Schwabe den Schweizer usw. Ein Land ist dem andern verhaßt, ein Staat dem andern. Warum reißen uns die törichten Bezeichnungen mehr auseinander, als uns das allen gemeinsame Wort Christi verbindet?

Wenn wir auch zugeben, daß ein Krieg mitunter gerecht ist, wir aber dennoch sehen, daß alle Menschen sich wie toll auf dieses Verderben stürzen, wäre es die Aufgabe der klugen Priester, den Geist des Volkes und der Herrscher in die entgegengesetzte Richtung zu lenken. Nun aber sehen wir, daß sie manchmal die Kriegshetzer sind. Der Bischof schämt sich nicht, sich im Feldlager aufzuhalten: dort ist das Kreuz, dort der Leib Christi; und mit höllischen Sakramenten vermengen sie die himmlischen, und auf blutige Auseinandersetzungen wenden sie die Symbole der höchsten Liebe an. Und was noch absurder ist, in beiden Lagern

ist Christus gegenwärtig, als ob er mit sich selbst kämpfe. Es ist nicht genug damit, daß der Krieg unter Christen geduldet wird, sondern er wird sogar für die höchste Ehre gehalten.

Wenn nicht die gesamte Lehre Christi überall dem Krieg widerstritte, wenn jene eine einzige Stelle vorbringen könnten, wo der Krieg ausdrücklich empfohlen wird, könnten wir Christen Krieg führen. Es war den Juden erlaubt, Kriege zu führen, aber nach dem Plan Gottes.

Aber uns schreckt unablässig jene Stimme, die in den Worten des Evangeliums ertönt, vom Kriege ab, und dennoch führen wir wahnsinnigere Kriege als jene. David stand durch andere Tugenden in der höchsten Gnade bei Gott und dennoch verbot er, daß von ihm ein Tempel erbaut werde, aus keinem anderen Grunde, als weil er blutbefleckt, d.h. ein Krieger war. Den friedfertigen Salomon erwählte er dazu. Wenn das bei den Juden geschah, was wird uns Christen geschehen? Jene hatten nur den Schatten Salomons, wir aber haben den wahren Salomon, jenen friedliebenden Christus, der alles im Himmel und auf Erden versöhnte. Ich bin der Meinung, daß man auch gegen die Türken nicht unüberlegt einen Krieg beginnen dürfe, vor allem nicht, wenn ich bedenke, daß das Reich Christi auf ganz entgegengesetzte Weise entstand, sich ausbreite-

te und festigte. Es ziemt sich nicht, es auf andere Weise zu schützen als durch die Mittel, durch die es entstand und sich ausbreitete. Und wir sehen, daß unter dem Vorwand von Kriegen dieser Art das christliche Volk so oft ausgeplündert wurde und man sonst nichts erreichte. Wenn es um die Sache des Glaubens geht, wird der Glaube durch das Leiden der Märtyrer und nicht durch Truppen vermehrt und verherrlicht. Wenn aber um Herrschaft, Macht und Besitz gekämpft wird, müssen wir immer wieder darauf achten, daß dieses Unternehmen nicht zu wenig Christentum zeige. So wie aber jetzt die sind, durch die solche Kriege geführt werden, könnte es eher geschehen, daß wir zu Türken entarten, als daß jene zu Christen werden. Erst müssen wir uns so verhalten, daß wir echte Christen sind, hierauf, wenn es ratsam scheint, können wir die Türken angreifen.

Über die Schrecken des Krieges habe ich an anderer Stelle mehr geschrieben, was ich hier nicht wiederholen will. Ich möchte die christlichen Herrscher nur mahnen, daß sie, nachdem sie die erlogenen Titel und die Vorwände fallengelassen haben, voll Ernst und mit ganzem Herzen darauf hinarbeiten, daß der schon so lange anhaltende und so abscheuliche Wahnsinn beendet werde und daß unter denen, die so viele Pfänder verbinden, Friede und Ein-

tracht entstehe. Für dieses Ziel sollen sie ihr Talent einsetzen, dafür sollen sie ihre Kräfte stärken, darauf ihre Pläne abstimmen und darauf alle ihre Tatkraft ausrichten. Die, die groß scheinen wollen, mögen sich auf diese Weise als groß erweisen. Wenn sich einer darin bewährt hat, hat er etwas Großartigeres erreicht, als wenn er ganz Afrika mit Waffengewalt unterworfen hätte. Und es wäre nicht so schwer durchzuführen, wenn jeder aufhörte, nur sein Unternehmen zu fördern, wenn wir alle persönlichen Leidenschaften ließen und das Allgemeinwohl erreichen wollten, wenn Christus in unseren Entschlüssen wäre und nicht die Welt. Solange jeder nur sein Geschäft betreibt, solange Priester und Bischöfe um Herrschaftsgebiete und um Macht sorgen, solange die Herrscher sich durch Ehrgeiz oder Zorn jählings hinreißen lassen, solange diesen alle um ihres persönlichen Vorteils willen gehorchen, rennen wir unter Führung der Dummheit in die Katastrophen solcher Ereignisse hinein. Wenn wir nach gemeinsamer Planung für das Allgemeinwohl handelten, würde auch das, was jedem persönlich gehört, besser gedeihen. Jetzt geht auch das zugrunde, wofür allein wir kämpfen.

Ich habe keinen Zweifel, Erhabenster der Herrscher, daß du diese Einstellung hast. Mit ihr wurdest du geboren, in diesem Sinne von den besten und untadeligsten Män-

nern erzogen. Für das, was noch zu tun bleibt, bitte ich, daß Christus, der Beste und Größte, sich anschicke, deine ausgezeichneten Bemühungen zu segnen. Er schenkte eine Herrschaft ohne Blutvergießen. Er möchte, daß sie immer ohne Blutvergießen bleibe. Er freut sich, wenn er Friedensfürst genannt wird. Er bewirke, daß sie durch deine Güte und deine Weisheit endlich von den wahnwitzigsten Kriegen befreit werde. Er wird uns den Frieden geben, und schon die Erinnerung an vergangenes Unheil und die Gnade deiner Güte werden die Katastrophen früherer Zeiten noch größer erscheinen lassen.

DAS LOB
DER TORHEIT

Die Torheit tritt auf und spricht:

Mögen die Menschen in aller Welt von mir sagen, was sie wollen – weiß ich doch, wie übel von der Torheit auch die ärgsten Toren reden –, es bleibt dabei: Mir, ja mir allein und meiner Kraft haben es Götter und Menschen zu danken, wenn sie heiter und frohgemut sind. Das beweist ihr selber schon zur Genüge; denn sowie ich vor eure große Gemeinde trat, ging augenblicklich über jedes Gesicht ein ganz ungewöhnlicher, überraschender Schein, munter schnellten die Köpfe empor, und ein so ungehemmtes helles Gelächter schallte mir entgegen, daß mich wahrhaftig deucht, es sei euch allen, die ich von nah und fern versammelt sehe, homerischer Götterwein, gewürzt mit Vergiß-dasleid, zu Kopfe gestiegen, und saßet doch vorher so bedrückt und verängstigt da, als kämet ihr eben aus des Trophonius Höhle. Aber, wie es allemal der Welt im Frühling geht – sobald die Sonne ihr schönes goldenes Antlitz der Erde wieder enthüllt oder nach dem bösen Winter der neue Lenz mit schmeichelndem Zephyr die Fluren fächelt, steht über Nacht die ganze Natur in neuem Gewande, in neuen Farben, in neuer Jugend da –, so hat sich im Nu, sobald ich mich blicken ließ, euer ganzes Wesen verwan-

delt, und was gewiegte Redner mit einer langen und wohlstudierten Ansprache kaum zustande bringen – ich meine, die schlimmen Sorgen zu verscheuchen –, ist mir nur schon mit meiner Erscheinung gelungen.

Warum ich aber heute in dieser ungewöhnlichen Tracht auftrete, sollt ihr sofort vernehmen, falls ihr geruht, mir euer Ohr zu leihen – aber bitte nicht das, womit ihr euch einen Prediger auf der Kanzel anhört, sondern das andere, das ihr so munter spitzt, sobald ein Schreier auf dem Markt, ein Hanswurst oder ein Narr in der Schellenkappe seine Witze reißt, und das auch mein Jünger Midas einst dem Pan hinhielt. Es kam mich nämlich die Lust an, vor euch für ein Stündchen den Sophisten zu spielen – nicht einen von den modernen, die auf den hohen Schulen die Gelbschnäbel mit verzwicktem Unsinn stopfen und zu mehr als weibermäßiger Ausdauer im Zanken abrichten – behüte! Ich halte mich an das Beispiel jener Alten, die von dem anrühigen Titel »der Weise« nichts wissen wollten und sich nur Freunde der Weisheit, Sophisten, nannten. Und da sie nichts lieber taten, als auf Götter und Helden Lobreden halten, so werdet auch ihr eine Lobrede hören; nur gilt sie nicht dem Herkules und nicht dem Solon, sondern mir selbst, das heißt, der Torheit. Ich pfeife nämlich auf jene Weisen, die es gleich bodenlose Dummheit und

Unverschämtheit heißen, sobald sich einer selber lobt. Mag es so dumm sein, wie sie wollen – wenn sie mir nur einräumen, es stehe mir gut. Was stimmte auch schöner zusammen, als wenn die Torheit selbst ihren Ruhm ausposaunt und selbst ihr Loblied singt? Denn wer vermöchte mich besser zu geben als ich mich selbst? Der müßte mich schon genauer kennen als ich. Ohnehin will mir das viel bescheidener vorkommen, als was die vornehmen und weisen Herren insgemein tun. Die pflegen in einer Art Scham, die das Gegenteil ist, sich einen katzbuckelnden Redekünstler oder phrasendreschenden Poeten zu bestellen und zahlen ihm ein Honorar, um aus seinem Munde ihr Lob sich anzuhören, will heißen, eine Lüge dicker als die andere; doch unser schamhafter Mann spreizt sich dabei wie ein Pfau, und mächtig schwillt ihm der Kamm, wenn der ausgeschämte Lobhudler ihn, den Wicht, einem Gott vergleicht, wenn er ihn preist als vollendetes Muster in jeder Tugend – himmelweit weiß sich jener selbst davon entfernt –, wenn er die Krähe mit fremden Federn aufputzt, den Mohren weißwäscht, aus einer Mücke einen Elefanten macht. Und schließlich – ich halte es mit dem Sprichwort, das da sagt: »Lobe dich ruhig selbst, wenn es kein anderer für dich tun will.« Freilich muß ich dabei sagen, daß die Undankbarkeit – oder ist es Faulheit? – der Menschen mich be-

fremdet. Denn alle machen mir eifrig den Hof und sonnen sich gern in meiner Gnade; aber unter so vielen Generationen ist nicht einer gewesen, der mit dankbaren Worten der Torheit ein Kränzchen gewunden hätte. Dagegen ein Busiris, ein Phalaris, das Fieber, die Mücken, der Haarschwund und dergleichen Plagen fanden genug Leute, die sich das Öl und den Schlaf nicht reuen ließen, bis die Lobrede feingedrechselt neben der ausgebrannten Lampe lag.

Was ihr von mir zu hören bekommt, ist allerdings bloß eine richtige Stegreifrede, kunstlos, doch ehrlich. Und meint mir nicht, das sei nach Rednermanier gelogen, nur um mein Genie recht leuchten zu lassen. Ihr kennt das doch: Rückt einer auf mit einer Rede, über der er dreißig Jahre gebrütet hat – oft ist sie auch gestohlen –, so schwört er euch, er habe sie in drei Tagen wie spielend hingeschrieben oder gar diktiert. O nein – ich liebte es von jeher, alles zu sagen, was mir Dummes just auf die Zunge kommt. Nur erwartet eben nicht, daß ich mich nach der Schablone der gewöhnlichen Redner definiere oder gar disponiere. Ein übler Anfang wäre beides; denn eine Kraft, die in der ganzen Welt wirkt, läßt sich in keine Formel bannen, und eine Gottheit zerstückelt man nicht, zu deren Verehrung sich alle Kreatur zusammenfindet. Was sollte auch eine Definition? Sie würde euch nur einen Umriß, ein blutleeres

Schattenbild zeigen, und habt mich doch da in aller Leibhaftigkeit vor euern Augen. Hier seht ihr ja in eigener Person die wahre Geberin aller Gaben, das Wesen, das jedes Volk in seiner Sprache die Torheit heißt.

Doch wozu das noch sagen? Auf meinem Gesicht steht deutlich genug zu lesen, wer ich bin; und sollte einer behaupten, ich sei Minerva oder die weise Sophia, so lehrt ein Blick in meine Augen, daß er lügt, selbst wenn mir die Sprache fehlte, der ehrlichste Spiegel der Seele. Von Schminke weiß ich nichts, nichts spricht mein Mund, als was ich denke, und vom Scheitel zur Sohle bin ich echt. Drum können auch die mich nicht verleugnen, die ausgerechnet von der Weisheit sich Maske und Titel leihen und darin stolzieren wie der Affe im Purpur und der Esel in der Löwenhaut: Trotz aller Verstellung gucken irgendwo die Eselsohren heraus und verraten den Midas. Eine undankbare Gesellschaft! Wenn irgend jemand, so gehören sie zu meiner Fahne; sie aber schämen sich vor den Leuten meines Namens und werfen ihn allorts dem an den Kopf, den sie recht stark beschimpfen wollen. Da sie nun faktisch Idioten sind, aber als Philosophen zu gelten wünschen, dürften wir sie nicht mit Fug Idiotosophen taufen? Ich gedenke es nämlich auch in den Fremdwörtern den modernen Stilisten gleichzutun, denen es ein himmlisches

Vergnügen macht, wie ein Blutegel zwei Zungen zu weisen, und die ein Meisterwerk zu vollbringen meinen, wenn sie in ihren lateinischen Text alle Augenblicke eine griechische Vokabel wie einen bunten Stickfaden einflechten, auch wo sie nicht hinpaßt; und fehlt ihnen ein Fremdwort, so graben sie aus schimmlichen Folianten ein paar veraltete Wörter aus und hoffen damit den Leser zu ködern: Wer sie versteht, soll mehr und mehr sich etwas einbilden, und wer sie nicht versteht, soll um so besser vom Schreiber denken, je schlechter er ihn versteht. (Auch das ist ja eine artige Unterhaltung meiner Leute, vor dem Fremdesten sich am tiefsten zu verbeugen.) Wer mehr auf sich hält, muß freilich verständnisvoll nicken und klatschen und wie der Esel mit den Ohren wackeln, um bei den andern als Kenner zu gelten. Doch lassen wir das – zurück zum Thema!

*

Komme nun, wer Lust hat, und vergleiche mit diesem Werke meiner Gnade die Verwandlungskünste der übrigen Götter! Was sie im Zorne tun, mag ich gar nicht berühren; aber selbst ihre teuersten Lieblinge wissen sie bloß in einen Baum, in einen Vogel, in eine Grille oder auch in eine Schlange zu verwandeln, als wäre nicht just das Anders-

werden Vernichtung. Ich jedoch lasse dem Menschen sein Wesen und führe ihn wieder in die schönste und glücklichste Zeit seines Lebens. Gäben die Menschen ein für allemal der Weisheit den Abschied und lebten ohne Unterlaß mit mir, sie wären des Alterns für immer enthoben: ewige Jugend belebte sie, ewige Freude. Ihr seht es doch selbst: Die Kopfhänger da, die sich der Philosophie oder ernsthafter, schwieriger Arbeit verkauften, sind meist, noch bevor sie recht jung gewesen, schon Greise. Warum? Weil der Ernst und das unermüdlich angestrengte Denken ihnen nach und nach allen Lebensgeist und allen Lebenssaft ausaugt. Meine lieben Narren dagegen sind hübsch feist und rund und wohlgepflegt, wie die appetitlichsten Mastschweinchen; von den Plagen des Alters verspürten sie nie das geringste, würden sie nicht vielfach von den Weisen angesteckt und verseucht – es scheint nun einmal im Menschenleben nicht anzugehen, daß einer vollkommen glücklich sei. Vergeßt auch nicht, daß der Volksmund bedeutsam sagt, Torheit allein bewege die so flüchtige Jugend zum Verweilen und banne das böse Alter. Man begreift dann wohl, warum von den Brabantern die Rede geht, bei andern wachse mit dem Alter der Verstand, bei ihnen die Torheit: Es lebt keine Nation so gemütlich und gesellig beisammen und weiß so wenig von der Trübsal des Alters.

Ihre Nachbarn und Lebenskünstler wie sie sind meine Holländer – sie darf ich wirklich die Meinen heißen, denn sie folgen so treu meiner Fahne, daß alle Welt sie verdienstermaßen nach mir benennt, wie auch sie sich dieses Namens gar nicht schämen; im Gegenteil: Sie bilden sich auf ihn besonders viel ein.

Laßt sie nun hingehen, die dummen Menschenkinder, und zu einer Medea, Circe, Venus, Aurora pilgern oder zu irgendeinem Brunnen, sich neue Jugend zu holen: Ich allein kann sie schenken und ich allein schenke sie gern. Ich braue den Zaubersaft, mit dem Menons Tochter ihrem Großvater Tithonus die Jugend verlängerte; ich bin die Venus, deren Gunst jenen Phaon so herrlich verjüngte, daß sich Sappho bis über die Ohren in ihn verliebte; ich kenne die Wunderkräuter, so es deren gibt, ich kenne die Zauberformeln, ich kenne den Quell, der die entschwundene Jugend nicht wiederkehren nur, nein – was viel wünschenswerter –, für immer bleiben und wirken macht. Und wenn ihr nun ja alle den Satz unterschreibt, daß nichts schöner ist als die Jugend und nichts abscheulicher als das Alter, so ist euch wohl auch klar, was ihr meiner Güte dankt, die euch soviel Schönes rettet und soviel Häßliches erspart.

Manche freilich, besonders die Alten, gucken lieber fleißig ins Glas als in schöne Augen und erklären, nichts gehe über die Freuden der Tafelrunde. Ob zwar nicht das Köstlichste fehlt, sobald das Weib dabei fehlt, mögen andere entscheiden; fest steht, daß ohne die Würze der Torheit jeder Schmaus fade schmeckt. Drum, ist kein Gast dabei, der mit echter oder gespielter Albernheit die Lachlust befriedigt, so holt man einen Lustigmacher von der Straße, sei's auch um Geld, oder lädt noch einen spaßigen Schmarotzer zu Tisch, der zum Dank mit seinen komischen, das heißt eben törichten Schnurren in die schweigenden Leimsieder Leben bringen soll. Wozu denn auch mit einem Haufen Naschwerk, Delikatessen und Törtchen den Bauch vollstopfen, wenn nicht ebenso Auge und Ohr, nicht ebenso Herz und Gemüt sich weiden dürften an Lachen, Scherz und Witz? Allein, Bonbons dieser Art fabriziere nur ich. Aber auch was man so gewöhnlich beim Gelage treibt – den König küren, Würfel spielen, Gesundheiten ausbringen, um die Wette den Humpen leeren, reihum ein Liedlein, einen Tanz, eine Pantomime zum besten geben – all das ist nicht von den sieben Weisen, sondern von mir zum Heil der Menschheit erfunden. Und mit all diesen Dingen steht es doch so: Je stärker mit Torheit sie gewürzt sind, desto schmackhafter machen sie das Leben, und schmeckte das

Leben bitter, so dürfte es gar nicht Leben heißen; bitter aber müßte es mit der Zeit werden, vermöchte man nicht den angeborenen Ekel vor dem Dasein mit derlei Freuden hinwegzuschwemmen.

*

Doch sagt vielleicht einigen auch diese Belustigung nichts. Sie finden ihr Behagen in liebendem Umgange mit Freunden und versichern, Freundschaft sei das Wichtigste im Leben und gehöre dazu wie Luft, Feuer und Wasser. Sie sei aber auch das Schönste, und wer sie den Menschen rauben wollte, raube ihnen den Sonnenschein. Endlich sei sie etwas gar Ehrbares – falls das von Bedeutung ist –, und auch die Philosophen zählten sie ohne Bedenken zu den höchsten Gütern. Wie aber, wenn ich ihnen bewiese, daß dies köstliche Ding von vorn bis hinten mein Werk ist? Und beweisen will ich es ihnen nicht etwa mit Fangschlüssen und Kniffen: Meinen Beweis wird auch ein Dickschädel verstehen; fast mit der Nase will ich ihn draufstoßen. Was meint ihr: Wenn einer vor den Fehlern seiner Lieben durch die Finger schaut, seine Grundsätze verleugnet, beide Augen zudrückt, wie im Traume redet, wenn er für krasse Mängel sich wie für wahre Wunder begeistert, grenzt das

nicht an Torheit? Wenn der das Muttermal auf seiner Liebsten abküßt und jenen der Polyp in ihrer Nase entzückt, wenn der Vater von dem innigen Blick seines schielenden Jungen spricht – was fehlt da noch zur echten Torheit? Mögen nun die Gescheiten nur wieder dreimal, viermal rufen, da sehe man eben, was die Torheit leistet – ich antworte:

»Sie zeigt allein euch, wie ihr Freunde findet Und schon gefundne dauernd euch verbindet.«

Zwar gilt das nur von den gewöhnlichen Sterblichen, die bekennen müssen:

»Wir alle bringen Fehler mit ins Leben; Der beste ist, an dem die kleinsten kleben.«

Denn unter jenen gottähnlichen Weisen wächst überhaupt keine Freundschaft, oder dann ist sie steif und ungemütlich und zieht nur wenige in ihren Kreis – niemand wäre zuviel gesagt –, weil eben fast jeder seinen Sparren hat, ja sogar jeder mehr als einen, und weil nur Gleichartige sich zueinander gesellen. Findet sich aber einmal unter jenen Finsterlingen gemeinsame Neigung zusammen, so hält das

Ding sicher nicht fest und nicht lange, weil sie Pedanten und zu scharfsichtig sind: Wo es die Fehler der Freunde gilt, haben sie Augen wie ein Adler oder ein Drache. Aber vor den eigenen laufen sie ihnen über und keiner sieht das Ränzel auf seinem Rücken. Nun hat also jeder Mensch schon von Natur seine bösen Schwächen; dazu kommen die Unterschiede in Wesensart und Interessen, kommen alle die Dummheiten, Verirrungen und Schicksalsfügungen eines Menschenlebens – wie soll da zwischen Männern mit solchen Argusaugen auch nur auf ein Stündchen gemütliche Freundschaft sich einstellen, wenn nicht noch jene Harmlosigkeit sich beigesellt, die man nun Torheit oder Verträglichkeit taufen mag? Ihr wißt doch, daß Cupido, der Gott, der alle Neigung weckt und nährt, schwachsichtig ist, und wie ihm selber das Unschöne schön erscheint, so macht er auch, daß jedem unter euch seine Kappe gefällt, und daß der Großvater in die Großmutter noch so verliebt ist, wie der Bursch in das Mädcl. So geht es überall, und alles belacht es – aber diese Lächerlichkeiten binden und halten eine frohe Gemeinschaft fürs Leben zusammen.

*

Was ich von der Freundschaft sagte, gilt erst recht von der Ehe, ist sie doch nichts als ein unzertrennlicher Lebensbund. Du lieber Himmel, wie viele Scheidungen oder noch Schlimmeres gäbe es aller Ecken und Enden, wenn nicht Schmeichelei, Scherz, Gutmütigkeit, Selbsttäuschung und Verstellung – alles meine dienstbaren Geister – die Gemeinschaft von Mann und Frau stützen und förderten! Weiß der Tausend, da kämen wenig Ehen zustande, wenn sich der Bräutigam vorsichtig erkundigte, welche Spiele das waren, mit denen sein scheinbar so holdes und züchtiges Mägdlein schon lange vor der Hochzeit sich vergnügte, und wie wenige erst zusammen, wenn nicht das meiste, was die Frau tut und treibt, dem Manne Geheimnis bliebe, weil er vertrauensselig oder weil er dumm ist. Mit Recht zwar kreidet man das der Torheit an; dabei aber sichert sie Wohlgefallen auf beiden Seiten, Ruhe im Hause und Frieden mit der Verwandtschaft. Man verhöhnt zwar den Betrogenen, heißt ihn Kuckuck oder Hahnrei oder sonstwie, während er der Untreuen die Tränen wegküßt; aber wieviel ersprißlicher ist es, sich so zu täuschen, als in eifersüchtiger Wachsamkeit sich selbst aufzureiben und alle Welt mit seinem Lamento zu behelligen! Kurzum – es gibt kein Zusammenleben, das ohne mich erfreulich oder dauerhaft wäre: Kein Volk könnte den Fürsten mehr ausste-

hen, kein Herr den Knecht, keine Zofe die Dame, kein Lehrer den Schüler, kein Freund den Freund, kein Weib den Mann, kein Vermieter den Mieter, kein Zeltgenosse den Zeltgenossen, kein Tischgenosse den Tischgenossen. Sie müssen eben einer dem andern zuliebe bald fünf gerade sein lassen, bald zum Schmeicheln sich verstehen, bald ein Auge klug zudrücken, bald mit den Honigpastillen der Torheit sich bei guter Laune erhalten. Das scheint euch viel gesagt, ich seh's euch an; es kommt aber noch besser.

*

Wird der einen andern lieben, der sich selber haßt? Wird der mit einem andern harmonieren, der mit sich selber hadert? Wird der einen andern erfreuen, der sich selber quält und schulmeistert? Das behauptet doch nur, wer törichter ist als die Torheit. Nun aber: Wer mir die Türe weist, kann nicht nur mit keinem andern sich vertragen – sein eigenes Ich wird ihm zuwider, sein eigenes Wesen eckelt ihn an, er wird sein eigener Feind. Denn die Natur, auch sonst vielfach mehr Stiefmutter als Mutter an den Menschen, hat gerade dem feiner Gearteten die schmerzhafteste Sucht eingepflegt, sich selbst unnützlich, gediegen nur andere zu finden. So verkümmern in ihm alle Anlagen, alle

Ansätze zu dem, was ein Leben verschönt und veredelt, und sterben ab. Was sollte auch Schönheit, das herrlichste Geschenk der Unsterblichen, wenn sie doch angekränkelt ist von des Gedankens Blässe? Was Jugend, wenn greisenhafter Trübsinn sie zersetzt? Und wenn nicht nur in der Kunst, wenn bei jedem Tun das geschmackvolle Wie die Hauptsache ist, welcher Aufgabe im Leben wolltest du vor dir oder vor andern mit sicherem Takt und Geschmack noch gerecht werden, sobald dir nicht freundlich ein Wesen an die Hand ginge, das mich allerorten aufs beste vertritt und mir darum lieb ist wie eine Schwester – die Selbstgefälligkeit hier? Was aber ist törichter, als sich selber schön finden, sich selber bewundern? Und doch: Wie kannst du etwas Hübsches, Gefälliges, Schönes schaffen, wenn du an dir selber keine Freude hast? Nein, ohne meinen stärkenden Trank im Leibe zündet kein Redner trotz all seinem Pathos, gefällt kein Musikant trotz seinen lieblichsten Weisen; ausgepiffen wird der Schauspieler mit seinen Gebärden, ausgelacht der Dichter samt seinen Musen; den Maler retten all seine Farben nicht vor dem grauen Elend, und der Arzt verhungert bei seinen Mixturen und Latwergen; ein schöner Nireus wird zum häßlichen Thersites, ein junger Phaon zum alten Nestor, eine kluge Minerva zum dummen Schwein, ein Redner zum stammelnden

Kind, ein Weltmann zum Tölpel – so unerlässlich ist es, daß jeder sich auch selber schmeichle und mit ein bißchen Eigenlob sich erst selbst gewinne, bevor er sich andere gewinnen kann. Und wenn das Glück zum größten Teil darin besteht, sein zu wollen, was man ist, so führt euch – könnt mir's glauben – die Selbstgefälligkeit auf kürzestem Wege ins Paradies: Wo sie regiert, ist jeder zufrieden mit seinem Äußern, seinem Verstand, seiner Herkunft, seiner Stellung, seiner Hantierung, seiner Heimat; da tauscht der Ire nicht mit dem Italiener, der Thrazier nicht mit dem Athener, kein Skythe gibt seine Steppe um die Inseln der Seligen. Und seht nur, wie gewissenhaft die Natur bei aller Ungleichheit in der Welt doch alles wieder ausgleicht: Wo sie an der Mitgift aus dem eigenen knausert, da gibt sie gern mehr Selbstgefälligkeit mit – was freilich von mir dumm ausgedrückt war, da gerade das die reichste Mitgift bedeutet! Und überhaupt – ohne meinen Zuspruch wagt keiner etwas Großes, und keiner hat eine der herrlichsten Künste erfunden ohne meine Führung.

*

Versteht man unter Klugheit die praktische Beherrschung der Dinge, wird dann die Ehre, für klug zu gelten, eher dem

Weisen gebühren, der teils aus Scham, teils aus Angst sich an nichts wagt, oder dem Toren, den nichts Derartiges stört? – Denn Scham kennt er nicht, und mit der Gefahr rechnet er nicht. Der Weise nimmt seine Zuflucht zu den Büchern der Alten und lernt daraus nichts als in Worten kramen; der Tor packt frisch die Dinge selbst an und schlägt sich mit ihnen herum, und so erwirbt er sich das, was ich wahre Klugheit nenne. Das scheint auch der blinde Homer gesehen zu haben, wenn er sagt:

»Ist es getan und gescheh'n, dann kommt dem Toren die Klugheit.«

Denn vornehmlich zweierlei hindert den Menschen, sich zur Kenntnis der Welt durchzukämpfen: die Scham, die ihm eine Rauchwolke in die Augen bläst, und die Furcht, die ihm die Gefahr enthüllt und jede Lust zu kühner Tat benimmt. Gegen beides hilft mit glänzendem Erfolg die Torheit. Wie vorteilhaft auch in tausend andern Fällen es ist, nie zu erröten und keine Hemmungen zu kennen, das wissen leider nur wenige.

Versteht man aber unter Klugheit die Einsicht in das wahre Wesen der Dinge, so werde ich zeigen, wie sehr sie gerade denen abgeht, die damit groß tun. Zunächst steht

fest, daß alles auf Erden zwei Seiten hat, zwei ganz verschiedene Seiten, wie die Silene, von denen Alcibiades spricht. Was von außen Tod ist, wird Leben, von innen gesehen, und umgekehrt; was schön ist, wird unschön, was reich, wird arm, schändlich wird ruhmvoll, gelehrt wird ungelehrt, stark wird schwach, edel wird unedel, fröhlich wird traurig, günstig wird ungünstig, freundlich wird feindlich, heilsam wird schädlich, kurz, alles ist plötzlich vertauscht, sobald man den Silen aufschließt. Klingt das zu stark philosophisch, so will ich es für Dickköpfe handgreiflich darstellen.

Nach jedermanns Urteil ist ein König ein reicher Mann und mächtiger Herr. Aber fehlt ihm der innere Reichtum und findet er nirgends Genügen, dann ist er ein armer Schlucker, und hat er sich allen Lastern verschrieben, dann ist er ein Sklave in Schimpf und Schande. So könnte ich fortfahren zu philosophieren, doch das eine Beispiel möge genügen. »Aber wozu das?« wird man fragen. Nun, gebt acht, worauf es hinausläuft.

Wenn einer den Spielern auf der Bühne die Masken abreißen wollte, um den Zuschauern ihre wahren, natürlichen Gesichter zu enthüllen, stellte er nicht das ganze Stück auf den Kopf und verdiente, wie ein Tobsüchtiger mit Steinen vom Platz gejagt zu werden? Alles hätte plötzlich

ein neues Gesicht: Die Frau von vorhin ist ein Mann, der Jüngling ein Greis, der König im Umsehen ein Plebejer und der Gott ein armer Teufel. Zerstört man aber die Illusion, so ist das Spiel verdorben – gerade Maske und Schminke sind das, was den Zuschauer fesselt. Was anderes ist nun das Leben als ein Schauspiel, in dem jeder seine Maske vor das Gesicht nimmt, auftritt und seine Rolle spielt, bis der Leiter ihn abtreten heißt? Oft steckt er den gleichen in ganz verschiedene Kostüme: Wer noch eben den König im Purpur vorgestellt hatte, spielt jetzt den Sklaven im Lumpengewand. Alles ist Blendwerk, aber anders läßt diese Komödie sich einmal nicht geben.

Nun denkt euch, es fiele ein Weiser vom Himmel und finge an zu schreien: »Der da, zu dem alle wie zu Gott dem Herrn aufschauen, ist kaum noch ein Mensch, denn wie ein Stück Vieh läuft er am Leitseil der Triebe! Ein Sklave ist er, verächtlich wie nur einer, denn freiwillig front er einer Menge der abscheulichsten Herren! Und du, was weinst du um den verstorbenen Vater? Lache doch lieber! Er fängt ja erst jetzt an zu leben, dieweil das Leben hienieden nichts ist als ein Tod! Und du dort, was pochst du auf deinen Stammbaum? Bist ja doch nur ein Gemeiner, ein Bankert, denn du bist weit von der Tugend daheim, die allein zum Ritter schlägt!« Denkt euch, der Mann rede im gleichen Stil

weiter – was würde er wohl damit erreichen, als daß ihn jeder für verrückt und toll hält? Wie nichts dümmer als übertriebene Weisheit, so nichts unklüger als überspannte Klugheit; und überspannt klug ist doch einer, der sich den Tatsachen nicht anpaßt, nichts nach dem Kurs fragt, ja selbst nicht an das alte Trinkgesetz denkt, das da heißt: »Sauf oder lauf!« und verlangt, daß Komödie nicht Komödie sei. Wer wahrhaft klug sein will, der sage sich: Du bist ein Mensch. Drum begehre nicht mehr zu wissen, als dir beschieden, und mach's wie die andern – die drücken lachend ein Auge zu oder lassen sich gutmütig über den Löffel halbieren. »Gerade das aber«, sagt man, »ist Torenmanier!« Ich bestreite es nicht; nur soll man mir zugeben, daß sich so und nicht anders die Lebenskomödie abspielt.

*

Allein mir ist, ich höre die Philosophen widersprechen. »Unsinn!« rufen sie. »Gerade das heißt doch unglücklich sein: im Banne der Torheit stehen, sich irren, sich täuschen, nichts wissen.« »Gefehlt!« sag' ich. »Das heißt Mensch sein!« Warum sie das Wort »unglücklich« brauchen, weiß ich nicht; ihr seid ja nun einmal so geboren, so veranlagt, so gebaut, das ist euer gemeinsames Erbe. Un-

glücklich aber ist kein Wesen, das seiner Eigenart treu bleibt, man müßte denn darum den Menschen beklagenswert finden, weil er weder fliegt wie ein Vogel, noch auf vier Füßen geht wie andere Geschöpfe, auch nicht mit Hörnern bewaffnet ist wie ein Ochse. Dann muß man aber auch das prächtigste Pferd unglücklich nennen, weil es keine Grammatik gelernt hat und keinen Kuchen frißt, und einen Ochsen unselig, weil ihm die Gymnastik nicht liegt. So wenig nun ein Pferd, das nichts von Grammatik weiß, deshalb unglücklich ist, so wenig ein törichter Mensch, da Torheit zu seinem Wesen gehört.

Aber wiederum suchen mich die Wortkünstler in die Enge zu treiben. »Als Sondergut«, behaupten sie, »erhielt der Mensch die Wissenschaften, um mit ihrer Hilfe durch die Kraft des Geistes wettzumachen, was die Natur an ihm versäumt hat.« Allein mir will es nicht einleuchten, daß Mutter Natur, die bei der Erschaffung der Mücken, ja der Gräser und Blümchen die Augen doch wahrlich offen hatte, just dann, als der Mensch an die Reihe kam, geschlafen habe, so daß nun die Wissenschaften einspringen müßten. Nein – die sind von jenem Theut, einem bösen Dämon, in teuflischer Absicht ersonnen und alles andere als glückbringend: Sie ruinieren gerade das, dem zuliebe sie eigens wollten erdacht sein – so urteilte, wie Plato erzählt, jener

scharfsinnige König ganz fein über die Erfindung der Schrift. So schlichen mit den übrigen Quälgeistern des Menschen die Wissenschaften sich in sein Leben ein, und die Hände im Spiel hatten dieselben schlimmen Gesellen, von denen auch sonst alles Böse kommt, die Dämonen (daher sie denn auch ihren Namen haben; er bedeutet »die Wissenden«).

Nämlich jene harmlosen Menschen des Goldenen Zeitalters kamen ohne das Rüstzeug der Wissenschaft aus; die Natur allein trieb und leitete sie. Wozu hätten sie auch Grammatik gebraucht, da alle dieselbe Sprache redeten und man mit Sprechen nichts anderes wollte, als sich verständlich machen? Was nützte dort Dialektik, wo es noch keinen Kampf sich befehrender Lehren gab? Was hatte Rhetorik dort zu suchen, wo keiner dem andern am Zeug flickte? Wozu sollte man sich wünschen, im Gesetzbuch beschlagen zu sein, da man nichts wußte von der Schlechtigkeit, die ja die Mutter der guten Gesetze ist? Und ihre fromme Scheu war viel zu groß, als daß sie aus frecher Neugierde die Geheimnisse der Natur durchstöbern, Größe, Lauf und Wirkung der Gestirne berechnen und nach dem verborgenen Urgrund aller Dinge hätten bohren mögen. Als Sünde galt es bei ihnen, wenn ein Sterblicher versuchte weiser zu werden, als ihm beschieden; und gar der

Unsinn zu forschen und zu fragen, was jenseits des Himmels liege, kam ihnen nie in den Sinn. Aber als allmählich die lautere Einfalt des Goldenen Zeitalters dahinschwand, wurden zuerst, wie gesagt, von den bösen Geistern die gelehrten Sachen ersonnen, doch nur wenige, und die fanden nur wenige Liebhaber. Allein dann brachte der Aberglaube der Chaldäer und die Tagedieberei der Griechen noch tausend andere auf, wahre Folterwerkzeuge für den Geist – genügt doch schon die Grammatik, den Menschen sein Leben lang bis aufs Blut zu quälen.

*

Jedoch auch von den Wissenschaften gelten am meisten die, welche am nächsten dem gewöhnlichen Menschenverstand, will sagen, der Torheit, verwandt sind; hungern muß der Gottesgelehrte, frieren der Naturforscher, verlacht wird der Sterndeuter und der Logiker verachtet; einzig der Arzt »ist mehr denn viele der andern«, aber auch hier gilt der Satz: Je unwissender, dreister und unüberlegter er ist, desto mehr imponiert er, nicht zuletzt bei den protzigen Fürsten. Und doch ist die Heilkunst, zumal wie sie jetzt recht viele handhaben, nichts als ein Stück Schmeichelei, nicht minder als die Rhetorik. Der zweite Rang,

wenn nicht der erste, gebührt den Rechtsformelnkrämern. Ihr Gewerbe verhöhnen die Philosophen, um meinerseits nichts zu sagen, einhellig als einen Beruf für Esel; und doch entscheidet die Laune dieser Esel in kleinsten und größten Dingen. Ihnen wachsen die Landgüter aus dem Boden, während der Theologe, der den ganzen Himmelsschrein durchforscht hat, am Hungertuch nagt und sich mit Wanzen und Läusen herumschlägt.

*

Sind also die Künste, die der Torheit am nächsten stehen, noch am ehesten gesegnet, so ist doch am allerglücklichsten, wer überhaupt mit keiner Wissenschaft anzubändeln und allein der Natur zu folgen vernünftig genug war; denn sie ist ohne Fehl und Tadel, solange nur der Mensch die von der Allmacht gezogene Grenze nicht überspringen will. Verhaßt ist der Natur alle Mache, und viel besser gedeiht, was keine Kunst verbildet. Oder seht ihr nicht, daß auch von allen andern Geschöpfen am glücklichsten die leben, die gar nichts wissen von Wissenschaft und keinen Schulmeister kennen als die Natur? Wo sind glücklichere oder wundersamere Wesen als die Bienen? Und doch haben sie nicht einmal alle fünf Sinne. Wo hätte die Baukunst solche

Wunder zu zeigen wie sie? Wann hätte ein Philosoph einen solchen Staat organisiert wie sie? Das Pferd hingegen, das der Art des Menschen nähersteht und darum bei ihm Quartier nahm, bekommt nun auch an den Nöten des Menschen seinen Teil. Denn wie manches bricht beim Wettrennen mit fliegenden Flanken zusammen, weil es sich schämt, überholt zu werden, und wie manches fällt mit durchbohrtem Leib auf dem Schlachtfeld, weil es ehrgeizig dem Siege nachjagte, und muß mitsamt dem Reiter ins Gras beißen! Noch nichts ist dabei gesagt von dem scharfen Zaum, den stechenden Sporen, dem Kerker des Stalls, nichts von Peitsche, Stock und Fesseln, nichts von dem, der ihm auf dem Nacken sitzt, kurz, von allem Fluch der Knechtschaft, der es sich freiwillig unterwarf, weil es wie ein richtiger Kriegsheld seinen Feind allzu hart züchtigen wollte. Da lobe ich mir das Dasein der Fliegen und der Vögelein! Die leben, wie es kommt, bloß nach ihrem Instinkt, läßt sie nur der Mensch in Ruhe mit seinen Fallen. Sitzen sie aber einmal im Käfig und lernen Menschenlaute von sich geben, so ist es gründlich um ihren frischen Reiz geschehen, ein Beweis, wie eben allerwegen viel erfreulicher ist, was Natur gemacht hat, nicht fälschende Kunst. Tausendmal recht hat darum jener treffliche Hahn Pythagoras: der war schon alles gewesen – Philosoph, Mann, Weib, König, Privatmann,

Fisch, Pferd, Frosch, Schwamm – und erklärte doch, kein Geschöpf sei so unglücklich wie der Mensch, weil alle andern sich mit den natürlichen Grenzen zufrieden gäben, er aber die Schranken seines Wesens zu durchbrechen versuche.

*

Um nun wieder auf das Glück der Toren zu kommen: Ist ihr Leben voll Freude genossen, dann wandern sie, ohne den Tod zu fürchten oder zu spüren, stracks in das Elysium, daß sie dort die feiernden Seligen mit ihren lustigen Einfällen unterhalten. Wohlan, vergleichen wir jetzt auch des größten Weisen Schicksal mit dem unserer Narren; denkt euch ein Muster von Weisheit und stellt es neben ihn. Das wird ein Mann sein, der Kindheit und Jugend zerrinnen ließ ob dem Studium aller Wissenschaft und die köstlichste Lebenszeit mit ewigem Wachen und Sorgen und Schwitzen sich vergällte, aber auch später sein Leben lang nicht ein Schlückchen aus dem Freudenbecher sich gönnte, ein Mann, der allezeit sparsam, arm, vergrämt, verschlossen, gegen sich hart und streng, den Mitmenschen lästig und zuwider, von Blässe, Magerkeit, Siechtum und Augenleiden entstellt, schon lange vor der Zeit gealtert und ergraut, vor

der Zeit aus dem Leben sich davonmacht – was hat es auch zu sagen, wann so einer stirbt, der niemals lebte? Das wäre nun das prächtige Bild des Weisen!

*

Aber so ist's: Je reicher die Narrheit, desto größer das Glück – so lautet mein, der Torheit Urteil, sofern es bei dem Wahne bleibt, der meine Spezialität ist. Doch der findet sich allerorten, und in der ganzen Menschheit gibt es kaum einen, der zu allen Zeiten richtig im Kopf wäre und nicht auch seinen Sparren hätte. Nur darauf kommt es an: Wer einen Kürbis für eine Frauensperson hält, heißt verrückt, weil das nur wenigen passiert; schwört aber einer, sein Weib, in das er mit manchem sich zu teilen hat, sei treuer als Penelope, und fühlt er sich über die Maßen – wohl ihm in seinem Wahne! –, so nennt ihn niemand verrückt, denn man trifft solche Männer auf Schritt und Tritt.

Dahin gehören auch die, denen das Höchste die Jagd ist, und die behaupten, es tue ihnen unglaublich wohl, wenn jenes abscheuliche Tuten der Hörner und das Geheul der Meute losgeht – ich glaube, wenn sie den Kot ihrer Hunde riechen, duftet es ihren Nasen nach Zimt. Und welcher Genuß, das Wild auszuweiden! Ochsen und Hammel darf

die Plebs ausnehmen, aber Wild zerlegen nur der Edelmann. Mit entblößtem Haupt, gebeugtem Knie, in der Hand das diesem Dienste geweihte Messer – um Gottes willen kein anderes! – beginnt er, mit bestimmten Gesten bestimmte Teile in bestimmter Folge feierlich zu zerlegen. Staunend umringt ihn die Gesellschaft, andächtig schweigend, wie wenn sie solches noch nie gesehen hätte – und hat es schon tausendmal gesehen. Wem erst noch vergönnt war, das Wildpret verspeisen zu helfen, bildet sich gar ein, er habe an Adel beträchtlich zugenommen. Es frommt ihnen freilich wenig, ihr Leben lang Tiere zu hetzen und zu verzehren: Sie vertieren nur selber schier; aber was tut's? Sie glauben doch, wie Könige zu leben.

Ganz ähnlich ist es bestellt mit denen, die das Baufieber haben. Heute muß das Runde viereckig, morgen das Viereckige rund werden, und so weiter ohne Maß und Ende, bis sie bettelarm dastehen, kein Dach über dem Kopf, keinen Bissen auf dem Tisch. Was dann? Nun, ein paar Jahre sind doch herrlich verlebt.

In ihre nächste Nachbarschaft scheinen die Leute zu gehören, die mit neuen, geheimnisvollen Künsten die Gestalt der Dinge zu verwandeln gedenken und bis ans Ende der Welt auf ein fünftes Element Jagd machen. Beseligt von süßer Hoffnung scheuen sie weder Mühe noch Kosten, und

mit erstaunlicher Findigkeit hecken sie immer wieder etwas aus, sich von neuem damit zu betrügen und sich die Täuschung genußreich zu gestalten, bis alles dahin ist und es auch zum kleinsten Ofen nicht mehr reicht. Aber deswegen hören sie nicht auf, ihre süßen Träume zu träumen, und ermuntern nach Kräften andere, dasselbe Glück zu versuchen. Und wenn sie letzten Endes von aller Hoffnung verlassen sind, bleibt ihnen als sicherer Trost der Satz: »Hast du Großes gewollt, lobt dich der Wille genug.« Dann schelten sie auf die Kürze des Lebens, das für die Größe des Unternehmens nicht ausgereicht habe.

Auch die Würfelspieler zu unserer Gesellschaft zu zählen, habe ich einige Bedenken. Immerhin ist es ein tolles und lächerliches Schauspiel, eine Menge Leute so willenlos von ihrer Leidenschaft gemeistert zu sehen: Kaum hören sie die Würfel klappern, so klopft und hüpfert ihr Herz. Hat dann die immer winkende Hoffnung auf Erfolg das Schifflein mit ihrer Habe an der Kante des Würfels zum Scheitern gebracht – das ist eine viel gefährlichere Klippe als Kap Malea – und haben sie aus dem Schiffbruch kaum das nackte Leben gerettet, so suchen sie lieber an jedem andern sich schadlos zu halten als an dem Gewinner – man könnte sonst an ihrem Charakter zweifeln. Und noch Greise, halbblind, durch Glasaugen guckend, sitzen hin und

machen ihr Spielchen; und hat endlich die wohlverdiente Gicht ihre Finger verkrümmt, so kaufen sie sich einen Gehilfen, der die Würfel für sie in den Becher wirft. Das alles ist zwar ganz hübsch; nur entartet dieses Spiel meist zur Wut und ist dann nicht mehr meine, sondern der Furien Sache.

*

Von den Studierten beanspruchen die Rechtsgelehrten den ersten Rang, und wirklich bildet sich niemand so viel auf sich ein wie sie, wenn sie rastlos den Stein des Sisyphus wälzen, wenn sie hundert Gesetze in einem Atemzug zusammenkoppeln, gleichgültig, was sie betreffen, wenn sie Auslegung auf Auslegung, Lehrmeinung auf Lehrmeinung häufen, um ihrer Wissenschaft den Schein des allerschwierigsten Studiums zu geben; denn was mühselig ist, muß, wie sie meinen, gleich auch bedeutend und wichtig sein.

Schließen wir ihnen die Sophisten und Dialektiker an, eine Menschenklasse, die mehr Lärm vollführt als alle Erzbecken im Hain von Dodona – ein jeder nähme es an Zungenfertigkeit mit zwanzig erlesenen Weibern auf. Sie wären freilich besser daran, wollten sie nur dem Schwatzen frönen, nicht auch noch ihrer Händelsucht; so aber streiten

sie bis aufs Messer um des Kaisers Bart, und im Eifer des Gefechts verlieren sie meistens die Wahrheit aus den Augen. Doch beglückt sie ihre Selbstgefälligkeit, und mit einer Handvoll Syllogismen bewaffnet fordern sie ohne Besinnen jeden zum Kampf um jede Behauptung in die Schranken. Ihre Harthörigkeit macht sie auch wirklich unbesiegbar, käme selbst ein Schreihals wie Stentor.

Nach ihnen ziehen gleich die Philosophen einher, in ehrfurchtgebietendem Bart und Mantel. Sie rühmten sich, allein weise zu sein; alle andern Menschen seien flatternde Schemen. Und doch, wie köstlich phantasieren auch sie, wenn sie ihre zahllosen Welten bauen, wenn sie Sonne, Mond und Sterne mitsamt den Sphären auf Daumenbreite oder Fadendicke ausmessen, wenn sie den Blitz, den Wind, die Finsternisse und andere unerklärliche Erscheinungen erklären, ohne zu stocken, als ob sie der Natur beim Weltbau als Geheimschreiber gedient oder eben noch im Rate der Götter gesessen hätten – und dabei macht sich die Natur über diese Leute samt allen ihren Mutmaßungen herzlich lustig. Denn Sicheres wissen sie nichts; das beweist genugsam die bekannte Geschichte, daß über jedwem Ding sie sich selbst beständig in den Haaren liegen. Obgleich sie gar nichts wissen, behaupten sie alles zu wissen; obgleich sie sich selbst nicht kennen und oft den Gra-

ben oder den Stein auf dem Wege nicht sehen, weil ihre Augen nichts mehr wert sind oder weil ihr Geist auf Reisen gegangen, so rühmen sie sich doch, Ideen und Universalien und separate Formen und primäre Materien und Quidditäten und Ecceitäten zu schauen, wahrlich recht luftige Dinge, die zu sichten kaum einem Lynceus glücken dürfte. Berghoch aber fühlen sie sich über den Laienpöbel erhaben, wenn sie ihre Dreiecke, Vierecke, Kreise und derlei mathematische Figuren eine über die andere legen und zu einem wahren Labyrinth durcheinanderwirren, dann Buchstaben in Schlachtordnung aufmarschieren und alle Augenblicke bald in dieser, bald in jener Kolonne antreten lassen, um damit noch Dummere zu fangen. Es fehlt sogar an solchen nicht, die aus den Gestirnen die Zukunft zu lesen behaupten und Wunder und Zeichen in Aussicht stellen, wie sie kein Magier prophezeite; und die Glückspilze finden immer Leute, die ihnen auch das glauben.

*

Allein, um nicht das Unerschöpfliche erschöpfen zu wollen und um nur die Hauptsache zu sagen: Mir scheint, die christliche Religion steht überhaupt einer gewissen Torheit recht nahe; hingegen mit der Weisheit verträgt sie sich

schlecht. Wünscht ihr für diese Behauptung Beweise, so achtet darauf, ob nicht Kinder, alte Leute, Frauen und Beschränkte an den heiligen Handlungen des Gottesdienstes ganz besonders Vergnügen finden und immer die Vordersten an den Altären sind, offenbar einzig aus natürlichem Triebe. Sodann wißt ihr: Jene Gründer der Religion haben die Einfalt herzlich geliebt, die Wissenschaft grimmig bekämpft. Und schließlich könnt ihr keinen Narren verrückter sich gebärden sehen als einen Menschen, den die Inbrunst christlicher Liebe erst einmal ganz gepackt hat: Hab und Gut schenkt er weg, keine Kränkung ficht ihn an, er läßt sich ruhig betrügen, unterscheidet nicht zwischen Freund und Feind, verabscheut die Freuden der Welt und lebt von Fasten, Wachen, Weinen, von Verfolgung, Hohn und Spott; das Leben ist ihm ein Greuel, der Tod sein höchster Wunsch – mit einem Wort: Für alles, was dem gewöhnlichen Menschenverstand einleuchtet, scheint er wie blind zu sein, als ob sein Geist sonst irgendwo lebte, nur nicht im Leibe. Heißt das aber nicht – verrückt sein? Wer wird sich da noch wundern, daß die Apostel voll süßen Weines schienen oder daß Paulus dem Richter Festus wie ein Rasender vorkam?

Nachdem ich mir aber das Löwenfell einmal über die Ohren gestülpt habe, will ich gleich noch beweisen, daß auch die Seligkeit, um welche die Christen es sich so sauer werden lassen, nichts anderes ist als eine Art Wahnsinn und Torheit – stoßt euch nicht an dem Ausdruck; die Tatsachen müßt ihr prüfen.

Zum ersten: Die Christen glauben so ziemlich wie die Platoniker, die Seele sei verwickelt und verstrickt in die Fesseln des Leibes und seine massige Schwere hindere sie am Schauen und Genießen der Wahrheit, daher denn Plato die Philosophie als ein Sinnen auf den Tod definiert, weil sie den Geist von den augenfälligen, körperhaften Dingen wegführt wie der Tod. Solange nun die Seele sich der Werkzeuge des Körpers recht bedient, heißt man sie gesund; sobald sie aber sich auf ihre alte Freiheit besinnt, die Bande sprengen und fliehen will aus diesem Kerker, dann heißt man das krankhaft, und gelingt ihr die Flucht, etwa dank einer Krankheit, einem Fehler der Organe, so spricht alle Welt von Wahnsinn.

Allein nun erleben wir, daß diese Leute das Kommende voraussagen, nie gelernte Sprachen und Wissenschaften beherrschen und überhaupt etwas Göttliches an sich haben, gewiß gerade nur darum, weil jetzt der Geist, dem Einflüsse des Körpers entrückt, seine angeborene Kraft

entfalten kann. Das ist wohl auch der Grund, warum es manchem im Angesichte des Todes ganz ähnlich überkommt, so daß er, wie vom Hauche des Geistes beseelt, gar wundersame Worte redet. Wenn nun inbrünstiger Frömmigkeit ebenso geschieht, so mag das vielleicht nicht derselbe Wahnsinn sein, sieht ihm jedoch dermaßen ähnlich, daß die allermeisten darin die echte Verrücktheit erkennen wollen, zumal diese paar Dutzend Menschlein in all ihrem Tun und Lassen Sonderlinge sind. Daher geht es hier, wie in jenem Gleichnis des Plato, wo die Menschen, gefesselt in einer Höhle sitzend, die Schattenbilder der Dinge bestaunen, einer jedoch, der ausgerissen war, nach seiner Rückkehr in die Höhle sich rühmt, er habe die wirklichen Dinge gesehen, während sie mit ihrem Glauben, es gäbe außer den armseligen Schatten überhaupt nichts mehr, arg auf dem Holzwege seien. Er, der Weise, bedauert und beklagt den Wahn der andern, die in solcher Verblendung befangen blieben; sie umgekehrt schelten ihn höhrend einen Narren und jagen ihn hinaus. Geradeso bestaunt die Menge am meisten das, was am meisten körperhaft ist, und glaubt, es sei das so ziemlich das einzig Wirkliche. Anders die Frommen: Je körperhafter, desto wertloser, denken sie, kehren sich ab und enteilen dorthin, wo sie das Unsichtbare schauen. Jenen bedeutet das Geld das

Höchste, dann kommt das Behagen des Leibes; nur zuletzt bleibt noch ein Plätzchen für die Seele, wiewohl die wenigsten an ihr Dasein glauben – man sieht sie ja nicht. Umgekehrt ist für die Frommen das höchste Ziel Gott selbst, das lauterste, reinste Sein; ihm streben sie unverwandt zu. Nach ihm und doch auch wieder in ihm gilt ihr Bemühen dem, was ihm am nächsten kommt, der Seele. Dem Leibe fragen sie nichts nach; Geld ist für sie, was Kehricht: sie lassen es liegen, werfen es fort, oder wenn sie sich schon mit derlei befassen müssen, tun sie es widerwillig, mit saurer Miene; sie haben, als hätten sie nicht, sie besitzen, als besäßen sie nicht.

Aber auch im einzelnen stechen sie stark von den andern ab. Da sind einmal die sinnlichen und geistigen Kräfte. Insgesamt mit dem Körper verschwistert, sind die einen etwas robuster wie Gefühl, Gehör, Gesicht, Geruch, Geschmack, während andere mit ihm weniger zu schaffen haben wie Gedächtnis, Verstand, Wille. Nun bleibt eine seelische Kraft nur dort frisch, wo sie sich rührt, und da doch die Seele des Frommen mit aller Macht in solche Höhen strebt, wo die gröberen Sinne nichts mehr zu tun finden, verkommen diese und verdummen – gerade umgekehrt steht's bei der großen Masse; und darum hören wir, es sei manchen gottseligen Männern passiert, daß sie statt

Wein Öl tranken. Auch von den Affekten hat sich der eine und andere mit dem Leibe, dem feisten Gesellen, stark eingelassen, wie die Wollust, die Freude am Essen und Schlafen, der Jähzorn, der Hochmut, der Neid. Mit diesen führt der Fromme unerbittlich Krieg – die große Masse kann sich ein Leben ohne sie nicht denken. Dann gibt es gewisse neutrale Affekte, natürliche, möchte ich sagen, wie Vaterlandsliebe, Liebe zu den Kindern, den Eltern, den Freunden. Auf sie hält die Menge nicht wenig. Der Fromme jedoch ist bemüht, sich auch sie aus dem Herzen zu reißen oder dann zu jener Höhe rein geistiger Betrachtung emporzusteigen, wo er in seinem Vater nicht mehr den Vater liebt – der zeugte ja bloß den Leib und auch den nur dank dem göttlichen Schöpfer: Den guten Menschen liebt er in ihm, das Wesen, aus welchem das Abbild jenes höchsten Geistes leuchtet, den allein er als höchstes Gut bezeichnet, neben dem er nichts zu kennen versichert, was der Verehrung oder des Strebens wert wäre.

Den gleichen Maßstab legen die Frommen an alles andere an, was es im Leben zu tun gibt: was in die Augen fällt, gilt ihnen nichts oder sicher weit weniger, als was sich den Blicken entzieht. Sie erklären, auch in den Sakramenten und in den frommen Werken selbst lasse sich Sinnliches und Geistiges unterscheiden. So sehen sie im Fasten nichts

besonders Verdienstliches, wenn einer bloß auf Fleisch und das übliche Mahl verzichtet, was doch die Menge vollkommenes Fasten heißt; er muß zugleich auch seine Leidenschaften knapp halten, darf dem Zorn, dem Übermut nicht wie sonst die Zügel schießen lassen. Dafür soll dann der Geist, minder beschwert mit leiblicher Bürde, empor klimmen können bis dorthin, wo er die Herrlichkeiten des Himmels schmecken und genießen darf. Ähnlich sagen sie von der Messe, es sei zwar nicht zu verwerfen, was dort an Zeremonien geschieht; wohl aber seien sie für sich allein recht wenig nütze oder gar schädlich, wenn nicht das Geistige sich dazugeselle, nämlich das, was durch jene sichtbaren Zeichen veranschaulicht wird. Veranschaulicht wird aber der Tod Jesu Christi; ihn also sollen die Menschen nachahmend darstellen, indem sie die Begierden des Leibes fesseln, töten und begraben, um dann zum neuen Leben auferstehen und eins mit Christus, eins auch unter sich werden zu können. So denkt, so tut der Fromme. Die Menge dagegen glaubt, das Opfer bestehe einfach darin, um den Altar sich zu scharen, möglichst nahe, das Getön der Stimmen sich anzuhören und anzusehen, was da noch sonst an gefälligen Zeremonien sich abspielt. Doch nicht nur hier – das waren lediglich Proben –, nein, schlechthin auf dem ganzen Lebensweg kehrt sich der Fromme von allem ab,

was leiblicher Art ist und schwingt sich empor, dem Ewigen, Unsichtbaren, Geistigen zu. Nun seht: Da also zwischen ihm und jenen im Urteil über alle Dinge der schroffste Gegensatz klafft, so nennt jede Partei die andere wahn-sinnig, nur daß dies Wort auf die Frommen viel eher paßt, wie ich wenigstens glaube. Noch deutlicher wird euch das werden, wenn ich jetzt, wie versprochen, in Kürze beweise, daß jener höchste Lohn der Frömmigkeit nichts anderes ist als etwas wie Wahnsinn. Bedenkt also zunächst, daß schon Plato phantasiert hat, als er schrieb, der Taumel der Liebe beselige am tiefsten. Denn wen eine Leidenschaft packte, der lebt nicht mehr in sich, er lebt in dem, was er liebt, und je mehr er sich selbst an das andere verliert und in das andere hineinwächst, desto höher und höher schwillt seine Wonne. Wenn aber die Seele den Leib zu verlassen sich anschickt und ihre Werkzeuge nicht mehr recht handhabt, so darf man das gewiß Raserei nennen; oder was meint man denn sonst mit den allgemein üblichen Ausdrücken »er ist außer sich« oder »wenn er nur wieder zu sich kommt!« oder »jetzt ist er wieder bei sich«? Je mächtiger nun die Liebe, desto toller die Raserei und seliger.

Also wie wird sich jenes Leben im Himmel gestalten, nach dem die frommen Seelen sich so inbrünstig sehnen? Der Geist, nun Sieger und Herr, wird eben den Leib aufsau-

gen – das kann er darum leicht, weil er jetzt wieder König in seinem Reiche ist, und weil er ihn längst bei währendem Leben zu solcher Wandlung verdünnt und geläutert hat; und diesen Menschegeist wieder wird jener höchste, unendlich mächtigere Geist dann wunderbarlich in sich nehmen, und nun ist der Mensch seiner selbst entäußert. Und nicht anders wird er selig werden, als indem er, seiner selbst entäußert, ein Unbeschreibliches an sich geschehen fühlt, eine Liebestat jener höchsten Güte, die alles an sich, in sich zieht. Und ob auch diese Wonne den Menschen erst dann in reiner Vollkommenheit beglückt, wenn seine Seele, neuvereint mit dem alten Leib, das Geschenk der Unsterblichkeit empfängt, so ist ja schon hienieden das Leben des Frommen ein Leben im Vorgefühl, im Abglanz jenes andern, und darum darf er auch die Süße des himmlischen Lohnes schon hienieden zu guter Stunde für einen Augenblick schmecken und atmen. Und mag auch dieser Augenblick nur wie ein winziger Tropfen sein, verglichen mit dem Quell der ewigen Seligkeit, so schmeckt er doch tausendmal herrlicher als alle Freuden des Leibes zusammen, selbst wenn vereinigt wäre, was je Menschen auf Erden an Wonne genossen: So unendlich viel reicher ist das Geistige als das Leibliche, das Unsichtbare als das Sichtbare. Das ist es, denke ich, was der Prophet verheißt, wenn er sagt:

»Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, und über keines Menschen Herz ist gekommen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben.« Und das ist es auch, was unvergänglich ist an der Torheit, was nicht stirbt bei der Verwandlung des Lebens, sondern zur Vollendung reift. Wer das einmal fühlen durfte – beschieden ist es nur wenigen –, den überkommt es wie Wahnsinn: Er spricht Laute ohne rechten Zusammenhang, gar nicht wie ein Mensch, »sinnlos tönt's aus dem Mund«; alle Augenblicke ist er wie umgewandelt: bald begeistert, bald entmutigt, bald weint er, bald lacht er, bald stöhnt er, kurzum, er ist rein außer sich. Sobald er nachher wieder bei sich ist, beteuert er, selbst nicht zu wissen, wo er gewesen, ob mit dem Leib, ob ohne den Leib, ob wachend, ob schlafend; was er gehört, was er gesehen, was er gesagt, was er getan, ist ihm gar nicht mehr gegenwärtig oder nur wie hinter einer Nebelwand, wie ein Traum. Bloß eines weiß er noch: Glückliche, selig ist er gewesen, während er von Sinnen war, und darum beklagt er unter Tränen das Wiedererwachen zur Vernunft und wünscht sich nichts Besseres, als allzeit in solchem Wahne zu leben – und das heißt doch nur ein klein wenig genippt am vollen Becher künftiger Seligkeit. Doch halt – ich vergesse mich und jage in fremdem Revier! Was schadet's? Bin ich euch etwa zu keck oder zu geschwätzig

gewesen, so sagt euch eben, ich sei ein Weib; nur denkt mir auch an den griechischen Vers: »Oft schon warf auch ein törichter Mann ein treffendes Wort hin« – oder meint ihr, er gelte für Frauenzimmer nicht?

Und jetzt – ich seh's euch an – erwartet ihr den Epilog. Allein, da seid ihr wirklich zu dumm, wenn ihr meint, ich wisse selber noch, was ich geschwätzt habe, schüttete ich doch einen ganzen Sack Wörtermischmasch vor euch aus. Ein altes Wort heißt: »Ein Zechfreund soll vergessen können«, ein neues: »Ein Hörer soll vergessen können.« Drum Gott befohlen, brav geklatscht, gelebt und getrunken, ihr hochansehnlichen Jünger der Torheit!

VERTRAUTE
GESPRÄCHE

Die Kunst zu lügen

Pseudochäus • Philetymus

Philetymus: Wo nimmst du nur den ganzen Sack voll Lügen her?

Pseudochäus: Wo nimmt die Spinne ihren Faden her?

Philetymus: So ist es also keine Kunst, sondern Natur?

Pseudochäus: Von der Natur stammt die Anlage; Kunst und Übung haben die Fähigkeit entwickelt.

Philetymus: Schämst du dich nicht?

Pseudochäus: Nicht mehr als der Kuckuck, wenn er ruft.

Philetymus: Du kannst aber deinen Ruf ändern, und die Zunge ist dem Menschen gegeben, damit er die Wahrheit rede.

Pseudochäus: Vielmehr das zu reden, was ihm etwas einbringt, und es schaut meistens nicht viel dabei heraus, wenn man die Wahrheit sagt.

Philetymus: Ebensogut kann es zuweilen von Vorteil sein, wenn man lange Finger hat. Und daß dieses Laster mit dem deinen verwandt ist, das sagt schon das Sprichwort.

Pseudochäus: Sie haben aber beide achtungsgebietende Größen zu Schirmherrn: die Lüge den Odysseus, den Homer so sehr rühmt, der Diebstahl in Merkur sogar einen Gott, wenn man den Dichtern glauben darf.

Philetymus: Warum verflucht denn alle Welt die Lügner, und warum hängt man die Diebe?

Pseudochäus: Nicht weil sie lügen oder stehlen, sondern weil sie es ungeschickt anfangen, sei es, daß sie nicht die richtige Veranlagung dazu mitbringen oder daß sie in diesen Künsten zu wenig Übung haben.

Philetymus: Gibt es denn irgendeinen Schriftsteller, der die Kunst zu lügen lehrt?

Pseudochäus: Ein gut Teil dieser Kunst dozieren deine Redemeister.

Philetymus: Diese lehren die Kunst der Beredsamkeit.

Pseudochäus: Gewiß; aber die Beredsamkeit besteht zu einem guten Teil darin, geschickt zu lügen.

Philetymus: Und was verstehst du darunter?

Pseudochäus: Soll ich dir eine Begriffsbestimmung geben?

Philetymus: Bitte.

Pseudochäus: Ich verstehe darunter, so zu lügen, daß etwas dabei herauspringt und man nicht erwischt werden kann.

Philetymus: Es werden aber tagtäglich viele erwischt.

Pseudochäus: Das sind keine vollendeten Meister.

Philetymus: Und du, du bist einer?

Pseudochäus: Viel fehlt nicht dazu.

Philetymus: Versuch mal, ob du mich belügen kannst, ohne daß ich es merke.

Pseudochäus: Dich belüge ich allemal, bester Mann, wenn ich Lust dazu habe.

Philetymus: Dann lüg mich doch mal an!

Pseudochäus: Das habe ich bereits getan, hast du es nicht gemerkt?

Philetymus: Nein.

Pseudochäus: Dann paß mal gut auf. Ich will jetzt anfangen zu lügen.

Philetymus: Ich bin ganz Ohr; sag etwas.

Pseudochäus: Ich habe schon wieder gelogen, ohne daß du es gemerkt hast.

Philetymus: Ich habe bis jetzt weiß Gott noch keine Lüge von dir gehört.

Pseudochäus: Du hättest sie gehört, wenn du dich auf diese Kunst verstündest.

Philetymus: Dann steck mir eben ein Licht auf.

Pseudochäus: Zuerst nannte ich dich »bester Mann«. Ist das nicht eine faustdicke Lüge, da du nicht einmal gut bist? Und wenn du gut wärest, könnte man dich nicht den Besten nennen; denn bessere als dich gibt es in rauhen Mengen.

Philetymus: Da hast du mich wirklich hinters Licht geführt.

Pseudochäus: Nun streng mal deinen Grips an, ob du die andere Lüge selbst finden kannst.

Philetymus: Ich komme nicht darauf.

Pseudochäus: Ich vermisse jede Spur von dem Scharfsinn, den du sonst an den Tag legst.

Philetymus: Ich muß es zugeben. Hilf mir drauf.

Pseudochäus: Als ich sagte: »Jetzt will ich anfangen zu lügen«, habe ich da nicht prächtig gelogen, da mir das Lügen schon so viele Jahre zur Gewohnheit geworden ist? Zudem hatte ich gerade vorher gesagt, ich hätte gelogen.

Philetymus: Ein wunderbarer Eiertanz!

Pseudochäus: Aber jetzt könntest du wenigstens gewitzigt sein. Spitz also die Ohren, damit du mich auf der nächsten Lüge ertappst.

Philetymus: Sie sind gespitzt; schieß los!

Pseudochäus: Schon geschehen und du hast dich bereits als gelehriger Schüler erwiesen.

Philetymus: Willst du mir nicht auch noch weismachen, daß ich weder Ohren noch Augen habe?

Pseudochäus: Da die Menschen keine beweglichen Ohren haben, kannst du sie weder spitzen noch hängen lassen. Also habe ich dich übers Ohr gehauen, als ich sagte, du solltest sie spitzen.

Philetymus: Von solchen Lügen wimmelt das Leben eines jeden Menschen.

Pseudochäus: Nicht nur davon, mein Bester. Das sind nur harmlose Spässe. Es gibt auch solche Lügen, bei denen etwas herausspringt.

Philetymus: Ein solcher Gewinn ist noch schändlicher als Vespasians Latrinensteuer.

Pseudochäus: Mag sein, aber nur, wenn einer die Kunst zu lügen nicht versteht.

Philetymus: Worin besteht nun eigentlich deine Kunst?

Pseudochäus: Wie komme ich denn dazu, sie dir umsonst beizubringen? Bezahl erst, dann wirst du es hören.

Philetymus: Ich kaufe keine faulen Künste.

Pseudochäus: Du verschenkst also deinen Besitz?

Philetymus: So dumm bin ich nicht.

Pseudochäus: Und ich beziehe aus dieser meiner Kunst größere Einkünfte als du aus deinem Besitztum.

Philetymus: Behalt deine Kunst für dich. Immerhin könntest du mir ein Münsterchen liefern, damit ich sehe, daß nicht alles nur Geflunker ist, was du sagst.

Pseudochäus: So höre denn eine Probe. Ich habe meine Finger in den allerverschiedensten Geschäften: Ich kaufe, verkaufe, übernehme Bürgschaften, gebe auf Borg und übernehme Güter zu treuen Händen.

Philetymus: Was mehr?

Pseudochäus: Dabei halte ich mich vor allem an solche, die mir nicht so leicht hinter meine Schliche kommen.

Philetymus: Zum Beispiel?

Pseudochäus: An Dummköpfe, Vergeßliche, Unaufmerksame, Auswärtige und Verstorbene.

Philetymus: Das ist allemal klar, daß die Toten keinen einer Lüge zeihen können.

Pseudochäus: Wenn ich einem etwas mit soundsoviel Tagen Ziel verkaufe, trage ich es peinlich genau in meine Kontobücher ein.

Philetymus: Und dann?

Pseudochäus: Am Fälligkeitstage rechne ich dem Käufer mehr Waren an, als er erhalten hat. Wenn er unaufmerksam und vergeßlich ist, habe ich ein sicheres Geschäft gemacht.

Philetymus: Wie aber, wenn er dich ertappt?

Pseudochäus: Dann hole ich mein Kontobuch hervor.

Philetymus: Und wenn er nachweisen kann, daß er nicht erhalten hat, was du in Rechnung gestellt?

Pseudochäus: Ich verwahre mich aufs Lebhafteste dagegen, denn Scham ist in dieser Kunst völlig fehl am Platze. Und wenn alle Stränge reißen, finde ich schon eine Ausrede.

Philetymus: Und wenn du offenkundig erwischt wirst?

Pseudochäus: Nichts ist leichter: Der Lehrling hat sich geirrt, oder mein eigenes Gedächtnis hat mir einen Streich gespielt. Ein gutes Rezept ist es auch, mehrere Rechnungen miteinander zu verquicken; dabei läßt sich leicht betrügen. Zum Beispiel: Einige Posten sind gestrichen, weil das Geld bereits bezahlt ist, andere sind noch offen. Das alles schreibe ich auf den späteren Blättern so durcheinander, daß nichts gestrichen ist. Wenn abgerechnet wird, streiten wir uns herum, und gewöhnlich behalte ich recht; wenn es sein muß, leiste ich einen Meineid. Ein anderer Kunstgriff ist der: Ich fange mit einem an, abzurechnen, der gerade verreisen will und den Kopf nicht bei der Sache hat, denn ich bin immer auf Draht. – Es wird etwas bei mir hinterlegt, ich bringe es heimlich auf die Seite und befördere es nicht weiter. Es dauert lange, bis der Empfänger etwas davon merkt. Schließlich, wenn das Leugnen nichts mehr hilft, sage ich, ich hätte es verloren, oder ich behaupte, ich hätte es abgeschickt, obwohl es nicht wahr ist, und ich gebe den Fuhrleuten die Schuld. Zu guter Letzt, wenn ich nicht drum herumkomme, Schadenersatz zu leisten, tue ich es nicht in vollem Umfang.

Philetymus: Weiß Gott, eine schöne Kunst!

Pseudochäus: Zuweilen, wenn es sich machen läßt, erhebe ich unter demselben Schuldtitel das Geld zweimal, einmal

zu Hause und außerdem dort, wo ich hinreise; denn ich bin sozusagen allgegenwärtig. Inzwischen wächst Gras über die Sache, die Rechnungen geraten durcheinander, es stirbt einer oder unternimmt eine längere Reise. Und wenn die Sache ganz daneben geht, habe ich wenigstens den Nutzen von dem fremden Geld gehabt. Manche fange ich auch ein unter dem Schein der Freigebigkeit, damit sie meine Lügen begünstigen. Aber immer geht es auf Kosten anderer: Von meinem Geld würde ich nicht einmal meiner Mutter auch nur einen roten Heller geben. Nun mag zwar der Gewinn im einzelnen dir klein erscheinen, aber aufs Ganze gesehen kommt doch ein nicht zu verachtender Haufen zusammen; denn ich habe, wie gesagt, meine Hände in vielerlei Geschäften. Um nicht erwischt zu werden, gibt es verschiedene Schliche, vor allem diesen: Ich fange alle Briefe auf, die ich erwischen kann, öffne sie und lese sie, gleichgültig, an wen sie gerichtet sind. Steht etwas darin, was mir vermutlich schaden könnte, unterdrücke ich sie, oder wenn ich sie zurückgebe, tue ich es, wenn es mir paßt. Außerdem säe ich durch meine Lügereien Zwie- tracht zwischen den Leuten, die weit auseinanderwohnen.

Philetymus: Zu welchem Zweck?

Pseudochäus: Zu einem doppelten. Zuerst, wenn eine Sache nicht zustande kommt, die ich im Namen eines anderen

versprochen und worauf ich bereits Schmiergelder entgegengenommen habe – andern einen blauen Dunst vorzumachen, gehört zu meinem Geschäft –, lüge ich etwas daher, der oder jener sei schuld daran, daß die Sache den Krebsgang gegangen sei.

Philetymus: Wenn der es aber abstreitet?

Pseudochäus: Er ist weit weg, zum Beispiel in Basel, die Zusicherungen habe ich in England gemacht. Inzwischen ist unter den Beteiligten ein Streit entstanden und sorgt dafür, daß keiner dem anderen Glauben schenkt, wenn die Schuld mir zugeschoben wird. – Damit hast du eine Probe meiner Kunst.

Philetymus: Bei uns hausbackenen Leuten, die wir die Dinge beim rechten Namen nennen, heißt diese Kunst Diebstahl.

Pseudochäus: Mensch, was hast du für eine Ahnung in juristischen Fragen! Darf man denn jemand wegen Diebstahl verfolgen, der eine Unterschlagung begangen hat und es unter Eid ableugnet oder sich durch eine andere Schurkelei reinwäscht?

Philetymus: Man sollte es meinen.

Pseudochäus: Dann kannst du dir ein Bild machen, wie vorsichtig diese Kunst ist. Es läßt sich viel damit verdienen, und das Risiko ist weiter nicht groß.

Philetymus: Der Henker soll dich holen mit deinen Schurkenstreichen und Lügereien! Denn »lebe wohl« darf man zu dir nicht sagen.

Pseudochäus: Und du ziehe nur ein schiefes Maul mit deiner lumpigen Wahrheit! Unter dem Schutz des Odysseus und Merkur werde ich unterdessen mit meinen Schurkereien und Lügen ein angenehmes Dasein führen.

Reim dich oder ich fress' dich

Annius • Leucius

Annius: Ich höre, du bist bei der Hochzeit des Pankraz und der Albina gewesen.

Leucius: Meiner Lebtage habe ich keine derart unglückselige Seefahrt erlebt wie dieser Tage.

Annius: Was sagst du? Eine so große Menschenmenge hat daran teilgenommen?

Leucius: Nie bin ich dem Tod näher gewesen als da.

Annius: Sieh doch einer, was Geld nicht alles tut! Zu meiner Hochzeit kamen nur wenige arme Teufel.

Leucius: Kaum hatten wir die hohe See gewonnen, da erhob sich ein gewaltiger Sturm.

Annius: Du erzählst von einem Göttergelage. So viele Fürsten und erlauchte Damen nahmen teil?

Leucius: Der Nordwind zerriß die Segel und wehte die Fetzen davon.

Annius: Die Braut kenne ich, man kann sich nichts Lieblicheres denken.

Leucius: Bald riß uns eine Woge das Steuer weg.

Annius: Alle waren derselben Meinung, und der Bräutigam gab, wie man sagte, der Braut an Schönheit nichts nach.

Leucius: Wie meinst du, ist es uns da zumute gewesen!

Annius: Es ist freilich etwas Rares, eine reine Jungfrau zu ehelichen.

Leucius: Es blieb uns nichts anderes übrig, als zu rudern.

Annius: Du erzählst von einer kaum glaublichen Mitgift.

Leucius: Und siehe, gleich traf uns ein anderes Unglück.

Annius: Warum gab man ein noch nicht mannbares Mägdlein einem solchen Bärenhäuter?

Leucius: Es kreuzte ein Piratenschiff auf.

Annius: Es ist in der Tat so: Bei vielen ersetzt die Wildheit die Reife des Alters.

Leucius: Da hatten wir einen doppelten Kampf zu bestehen, einmal mit dem Meer und dann gegen die Seeräuber.

Annius: Potz Blitz, so viele Geschenke! Und für die Armen hatte niemand einen Groschen übrig.

Leucius: Wie? Sollten wir weichen? Die Todesangst machte unsere Herzen stark.

Annius: Wenn das wahr ist, was du sagst, fürchte ich, es wird eine unfruchtbare Ehe geben.

Leucius: Im Gegenteil, wir warfen unsere Ankerhaken aus.

Annius: Das ist mir eine schöne Überraschung! Der Rock

war ihr schon vor der Hochzeit vorne zu kurz?

Leucius: Wenn du das Gemetzel gesehen hättest, hättest du zugegeben, daß ich kein Weiberherz habe.

Annius: Wie ich höre, ist diese Hochzeit nicht nur geschlossen, sondern auch vollzogen worden.

Leucius: Wir sprangen auf das Piratenschiff.

Annius: Ich muß mich doch wundern, daß man dich eingeladen hat, wo du ein Fremder bist, und dabei bin ich mit dem Vater der Braut im dritten Grade verwandt.

Leucius: Wir warfen sie kopfüber ins Meer.

Annius: Du redest wahr, Pechvögel haben nirgendwo Verwandte.

Leucius: Die ganze Beute verteilten wir unter uns.

Annius: Mit dem Mädchen werde ich bei der nächsten Gelegenheit ein Hühnchen rupfen.

Leucius: Bald erhob sich eine große Windstille, das Meer war so ruhig, daß die Eisvögel darauf hätten brüten können.

Annius: Hat sie Gut, so hab' ich Mut. Meinetwegen mag sie mir mit ihrer Gewogenheit vom Halse bleiben.

Leucius: So segelten wir statt mit einem Schiff mit zweien in den Hafen.

Annius: Ihr Buhle kann mir gestohlen bleiben.

Leucius: Du fragst, wo ich hingehel? In die Kirche. Der heilige Nikolaus soll auch seinen Teil abbekommen.

Annius: Heute bin ich nicht frei, ich erwarte selbst Gäste bei mir. Ein andermal werde ich dir keinen Korb geben.

LOB DER
HEILKUNST

Hochgeschätzte Zuhörer!

Schon häufig hat die Mehrzahl von Euch an dieser Stätte die Heilkunst in wohldurchdachten und sorgfältig ausgearbeiteten Reden preisen hören und zwar von Männern, die sich durch hervorragende Beredsamkeit auszeichneten. Um so geringer ist natürlich meine Zuversicht, daß meine Worte der Bedeutung des Gegenstandes oder Eurer hochgespannten Erwartung entsprechen werden. Denn meiner schwachen Rednergabe dürfte es schwerlich gelingen, jener Götterkunst gerecht zu werden, und eine oberflächliche Behandlung eines so oft erörterten Themas wird nur Langeweile und Überdruß erregen. Gleichwohl werde ich mich der segensreichen Anordnung meiner Vorgänger fügen, die es für zweckdienlich hielten, durch feierliche Lobpreisungen die Jugend zum Studium, zur Bewunderung und zur Liebe dieser edlen Wissenschaft zu begeistern und zu entflammen. Wenn Ihr also meinem Vortrage mit Aufmerksamkeit folgen und die Aufgabe, die ich auf Euren Wunsch mir gestellt, mir durch freundliche Nachsicht erleichtern wollt, so will auch ich den Versuch wagen, den

hohen Wert, den Nutzen und die Notwendigkeit der Heilkunst anzudeuten. Eine erschöpfende Darstellung freilich würde meine Kräfte überschreiten; ich muß mich darauf beschränken, den reichen Schatz dieser Königin aller Wissenschaften gleichsam unter einem Schleier vor Eure Blicke zu breiten.

Die Heilkunst scheint mir vor allem deshalb rühmendwert, weil sie überhaupt keiner Anpreisung bedarf, sondern sich durch ihren Nutzen und ihre Notwendigkeit den Menschen von selbst zur Genüge empfiehlt. Obwohl sie ferner schon so oft von den berühmtesten Rednern gefeiert worden ist, bietet sie dennoch auch wenig fruchtbaren Geistern immer neuen Stoff zur Verherrlichung ihrer Vorzüge, die nicht nach einer weitverbreiteten Sitte durch gehässige und verunglimpfende Vergleiche und auf Kosten der übrigen Wissenschaften hervorgehoben zu werden brauchen. Weit eher ist zu befürchten, daß menschliches Bemühen unzureichend sei, ihren inneren Wert, ihre alle irdischen Maße überragende Erhabenheit und Größe gebührend zu würdigen. Ihr Lobredner kann mithin ebenso wohl auf die Herabsetzung anderer Künste, wie auf rhetorischen Aufputz und das Blendwerk schwülstiger Wortfülle verzichten. Ein Mindermaß von Schönheit gewinnt durch Toilettenreize oder den Kontrast der Häßlichkeit;

was aber von Natur und wahrhaft schön ist, darf sich gestrost auch unverhüllt den Blicken zeigen.

Die übrigen Künste standen, um endlich zur Sache zu kommen, vor alters im höchsten Ansehen, weil jede von ihnen dem Leben irgend eine große Annehmlichkeit und Erleichterung verschaffte. Die Erfindung der Heilkunst aber und die Herrlichkeit ihrer Erfolge erschien dem Menschengeschlecht so wunderbar, daß man ihre Begründer entweder geradezu als Götter ansah, wie Apollo und seinen Sohn Äsculapius, oder wenigstens göttlicher Ehren würdigte, wie Asklepiades, der als illyrische Gottheit in den Kult aufgenommen und Herkules an Verehrung gleichgestellt ward. Ja, sogar einzelne Erfindungen trugen nach der Angabe des Plinius ihren Urhebern göttlichen Rang ein. Nun billige ich zwar dieses Verfahren des Altertums nicht, lobe aber das zugrunde liegende Urteil und Empfinden; denn es gab damit dem richtigen Gefühl Ausdruck, daß für einen wohlunterrichteten und pflichtgetreuen Arzt keine Belohnung hoch genug ist.

Man erwäge doch nur die mannigfache Verschiedenheit der menschlichen Körper, die auf dem Alter, dem Geschlecht, der Heimat, dem Klima, der Erziehung, Beschäftigung und Lebensweise beruht, und, um die übrigen Heilmittel einstweilen zu übergehen, die unermeßlichen Un-

terschiede der vielen Tausenden von Heilkräutern, von denen jedes einem anderen Boden entspringt. Man bedenke ferner, wie viele Krankheiten vorhanden sein müssen, wenn bereits Plinius die Anzahl der überlieferten Arten auf dreihundert angibt. Dazu kommen noch die Unterarten, deren Menge sich gar nicht berechnen läßt, wie schon ein Hinweis auf die zahllosen Krankheitsformen dartut, welche das eine Wort Fieber in sich faßt. Und täglich erfolgt ein Zuwachs neuer Krankheiten, nicht anders, als ob sie auf Verabredung den Kampf mit unserer Kunst aufnehmen wollten. Hinzu kommen tausenderlei gefährliche Gifte, von denen jede Art eine besondere Todesform zur Folge hat und ein eigenes Heilmittel erheischt, ferner die täglichen Unfälle wie Stürze, Gliederbrüche, Brandwunden, Verrenkungen, Verletzungen und ähnliche, die der Heerschar der Krankheiten an Zahl beinahe gleichkommen. Endlich überlege man, wie schwierig die Beobachtung der Himmelskörper ist, deren Einfluß man ergründet haben muß, wenn sich die dargereichte Medizin nicht in manchen Fällen in Gift verkehren soll, und vergegenwärtige sich, wie trügerisch oft bei inneren Leiden die Merkmale sind; welche die Betrachtung der Gesichtsfarbe, die Untersuchung des Urins und die Beobachtung des Pulsschlags darbieten, gerade als ob die Krankheiten darauf ausgingen, den heilkun-

digen Feind zu täuschen und hinters Licht zu führen. Kurz, eine solche Flut von Schwierigkeiten ergießt sich über den Arzt, daß mir die Aufzählung schon schwer wird.

Um nun aus dem bisher Gesagten einen Schluß zu ziehen, wer alle diese verschiedenartigen Gebiete wissenschaftlich durchforscht, das Dunkel, das sie umhüllt, mit seinem Scharfsinn durchdringt und alle Schwierigkeiten, die sie der Erkenntnis darbieten, durch Fleiß überwindet, wer bis in die Eingeweide der Erde hinuntersteigt und die Geheimnisse des ganzen Weltalls erschließt, um aus allen Kräutern, Gesträuchen und Bäumen, aus lebenden Wesen wie aus totem Gestein, ja selbst aus den Giften wirksame Heilmittel für alle menschlichen Leiden zu gewinnen, dazu aus so vielen Schriften und Wissenszweigen, ja sogar aus den Gestirnen ihre zweckmäßige Anwendung zu lernen vermag, wessen Geisteskraft – ich wiederhole es – die verborgensten Tiefen ergründet und die höchsten Probleme bewältigt, wer so vieles im Gedächtnis behält und der Welt kündigt, was zum Heil der gesamten Menschheit so notwendig ist, scheint der nicht Übermenschliches und geradezu Göttliches zu leisten?

Ferne sei mir jede Überhebung; aber es sei mir vergönnt, nicht aus persönlicher Eitelkeit, sondern zum Ruhme der Heilkunst eine unanfechtbare Wahrheit freimütig

auszusprechen. Wenn das Leben auch ein Geschenk der göttlichen Gnade ist, so müssen wir sicherlich die Behütung dieser Gabe und die Erhaltung des schon entfliehenden Lebens einer Kraft zuschreiben, die an die Göttlichkeit heranreicht. Ja, die ebenso leichtgläubigen wie dankbaren Alten haben nicht einmal das, was wir als ein göttliches Vorrecht betrachten, der ärztlichen Kunst vorenthalten. Denn sie glaubten, daß mit Hilfe des Äskulap der Tyndaride und viele andere nach ihm aus dem Orkus auf die Oberwelt zurückgekehrt seien. Asklepiades soll einen Verstorbenen nach der Aufbewahrung und Totenklage lebend vom Scheiterhaufen nach Hause zurückgeführt haben. Der Geschichtschreiber Xanthus berichtet, daß ein erlegter junger Löwe und ein von einer Schlange getöteter Mann durch ein Heilkraut, das den Namen Halis hat, ins Leben zurückgerufen wurden.

Auch Juba bezeugt, daß jemand in Afrika durch ein Heilkraut von den Toten auferweckt wurde. Nun liegt mir zwar nicht viel daran, wenn diese Überlieferungen manchem unglaubwürdig erscheinen. Aber – und darauf lege ich Gewicht – sie erwecken eine um so größere Bewunderung der Heilkunst, je mehr sie das Maß des Glaubhaften übersteigen, und offenbaren auch nach Abzug alles Unwahrscheinlichen eine Wertschätzung, die außerordent-

lich genannt werden muß. Was nun die Wiederbelebung anbetrifft, so macht es allerdings keinen großen Unterschied, ob göttliche Kraft den erkalteten Gliedern neuen Lebensodem einhaucht oder ob ärztliche Kunst und Pflege den im Körper schlummernden und durch die obsiegende Macht der Krankheit fast erstickten Lebensfunken hervorlocken und anfachen und die bereits von hinnen ziehende Seele zurückhalten. Kommt es nicht beinahe auf eins hinaus, ob man einen Toten ins Leben zurückruft oder einen Lebenden vom sicheren Tod errettet? Wenn Plinius im siebenten Buche seiner Naturgeschichte sehr viele mit Namen anführt, die teils schon auf dem Scheiterhaufen, teils mehrere Tage nach ihrer Beisetzung wieder lebendig wurden, so ist das ein Wunder, was wenigen durch Zufall widerfuhr. Ist aber nicht ein größeres Wunder, was vielen unsere Kunst Tag für Tag spendet, auch wenn wir diese, wie ich, um dem Vorwurf verlogener Anmaßung zu begegnen, einräume, ebenso wie alle übrigen Gaben der Güte und Allmacht Gottes zu verdanken haben?

Manche Krankheiten haben eine solche Gewalt, daß sie unbedingt tödlich sind, wenn nicht auf der Stelle ärztliche Hilfe eingreift, wie der Stupor, von dem vorzugsweise Frauen betroffen zu werden pflegen, tiefe Synkopen, Paralyse und Apoplexie. Wohl keinem Zeitalter oder Volke fehlt

es an Belegen hierfür. Wer nun in solchen Fällen den herannahenden Tod vermittelt seiner Kunst abwendet und die plötzlich zurückgedrängte Lebenskraft wieder hervorruft, muß der nicht allezeit als hilfreiche und gnädige Gottheit betrachtet werden? Wie viele Menschen sind wohl vorzeitig begraben worden, bevor die Klugheit der Ärzte das Wesen jeder Krankheit und die Eigenschaften der Heilmittel erkannt hatte! Wie viele Tausende von Menschen leben heutzutage in voller Gesundheit, die nicht einmal geboren wären, wenn nicht dieselbe Kunst durch die Erfindung der Geburtshilfe die vielen Gefahren der Entbindung beseitigt hätte! So rufen gleich an der Schwelle des Lebens Mutter und Kind mit jammernder Stimme die Heilkraft des Arztes um Hilfe an. Seiner Kunst verdankt das Leben, auch wer noch nicht das Lebenslicht erblickt hat, insofern sie Fehlgeburten verhütet, dem Weibe die Fähigkeit verleiht, zu empfangen und die Leibesfrucht auszutragen, und so die Geburt ermöglicht. Wenn es mit Recht heißt: »Gottsein heißt der Menschheit Helfer sein«, so läßt sich das herrliche Sprichwort der Griechen: »Der Mensch ist des Menschen Gott« nach meiner Meinung auf niemanden mit größerer Berechtigung anwenden als auf einen pflichtgetreuen, tüchtigen Arzt, der nicht nur ein Helfer, sondern auch ein Heiland ist.

Wer daher der Heilkunst, der wir nächst Gott die Erzeugung, Behütung und Erhaltung des Lebens verdanken, Liebe und Anerkennung, Hochachtung und Verehrung versagt, macht sich des schwärzesten Undanks schuldig und verdiente beinahe, aus den Reihen der Lebenden gestrichen zu werden. Ihrer Hilfsmittel kann nie jemand entraten, während wir der übrigen Künste nicht alle noch immer bedürfen. Von ihren nützlichen Ratschlägen hängt das ganze Leben der Menschen ab. Denn gesetzt, daß es keine Krankheiten gäbe und alle sich völliger Gesundheit erfreuten, wie sollten wir uns diese erhalten können, wenn uns nicht der Arzt über den Unterschied der zuträglichen und schädlichen Speisen und über die Einrichtung der ganzen Lebensweise oder Diät, wie die Griechen sagen, belehrte? Eine schwere Bürde der Sterblichen ist das Greisenalter, dem man ebensowenig wie dem Tode selbst entrinnen kann. Doch ärztliche Hilfe ist oft imstande, seinen Eintritt hinauszuschieben und seine Beschwerden bedeutend zu erleichtern. Denn es ist keine Fabel, sondern durch etliche Zeugen verbürgt, daß der Mensch mittelst der sogenannten fünften Essenz die Altersschwäche wie eine Schlangenhaut abstreifen und sich wieder verjüngen kann.

Aber der Arzt sorgt nicht nur für den Körper, die geringere Hälfte des Menschen, sondern vielmehr für den gan-

zen Menschen, wenn er auch zuerst seine Aufmerksamkeit auf den Körper, der Geistliche dagegen auf die Seele richtet. Denn infolge der engen Wechselwirkung zwischen Leib und Seele ziehen die Gebrechen der Seele ebenso den Körper in Mitleidenschaft, wie hinwiederum die Krankheiten des Körpers die Lebenskraft der Seele entweder hemmen oder gänzlich zerstören. Wer mahnt so beharrlich wie der Arzt zur Enthaltbarkeit und Nüchternheit, Maß im Zorne zu halten, Traurigkeit und Rausch zu meiden, der Liebe zu entsagen und sinnliche Gelüste zu beherrschen? Wer rät dem Kranken nachdrücklicher, zuerst die Seele vom Unrat der Laster zu reinigen, wenn er am Leben bleiben und durch die Hilfe des Arztes genesen will? Und rettet er nicht durch Anwendung äußerer Mittel auch den inneren Menschen, sooft er durch Diätvorschriften oder Arzneien die schwarze Galle vermindert, die sinkende Herztätigkeit belebt, die Kraft des Gehirns stärkt, die Organe des Denkvermögens reinigt, den Sitz des Gedächtnisses instandsetzt, den Verstand schärft und die ganze geistige Verfassung auf eine höhere Stufe erhebt? Wer einen Gehirnkranken, einen Schlagsüchtigen, einen Tollwütigen, einen Tobsüchtigen wiederherstellt, stellt der nicht den ganzen Menschen wieder her? Der Geistliche bewirkt, daß die Menschen ihre Sünden bereuen, der Arzt, daß es reumütige Sünder gibt.

Jener ist umsonst ein Seelenarzt, wenn die Seele, für die seine Arznei bestimmt ist, schon ihre Hülle verlassen hat. Wer einen gottlosen Menschen wiederherstellt, den plötzlich Paralyse, Apoplexie oder irgend ein anderer tödlicher Unfall trifft, der ihm das Leben raubt, bevor er Zeit hat, über die Besserung seines Lebens nachzudenken, so daß er als elender Sünder in die Grube fahren müßte, bewahrt der nicht sozusagen Körper und Seele vor der Höllenpein? Jedenfalls bringt er ihn wieder in eine solche Verfassung, daß er es nunmehr in seiner Hand hat, dem ewigen Tode zu entrinnen. Was kann der Geistliche einem Schlagsüchtigen raten, wenn er seinen Rat nicht vernimmt? Was kann auf den Gehirnkranken Eindruck machen, wenn der Arzt nicht zuvor die schwarze Galle reinigt? Die Frömmigkeit und die anderen Tugenden, auf denen das Glück eines Christen beruht, haben ohne Zweifel in der Seele ihre Wurzel. Da nun diese an den Körper gefesselt ist und die Organe des Körpers zu ihren Zwecken benutzen muß, so ergibt sich, daß der Zustand der Seele größtenteils von dem Befinden des Körpers abhängt. Sehr viele Menschen werden durch die unglückliche Beschaffenheit des Körpers, die nach griechischer Auffassung durch eine bestimmte Mischung der Säfte bedingt ist, trotz ihres Unwillens und Widerstandes zur Sünde hingezogen; vergebens versucht die Seele mit

Sporn und Zügel das unbändige Roß zu regieren, das sie gewaltsam in den Abgrund nachzieht. Die Seele sieht und hört; aber wenn der Star das Augenlicht verdunkelt, wenn ein dicker Schleim die Gehörgänge des Ohres verstopft, dann kann die Seele ihre Kräfte nicht anwenden. Die Seele haßt und zürnt; aber ein schädlicher Saft, welcher in die Organe der Seele eindringt, verursacht, daß man haßt, wer einem liebenswert dünkt, und zürnt, wem man nicht zürnen will. Wenn nach einer Behauptung Platons die Summe aller Philosophie darin besteht, daß die Leidenschaften der Vernunft gehorchen, so verhilft dazu am allermeisten der Arzt, der sein Augenmerk darauf richtet, die Vernunft, der alle löblichen Werke des Menschen entspringen, in voller Kraft zu erhalten.

Wenn denen, die sich in tierischer Weise von ihren Gelüsten hinreißen lassen, alle Menschenwürde abgesprochen wird, so verdanken wir diesen Ehrentitel größtenteils den Ärzten: eine Wohltat, die, schon bei Privatleuten verdienstlich, an Bedeutung noch gewinnt, wenn sie einem Fürsten erwiesen wird. Kein Mensch ist krankhaften Verirrungen mehr unterworfen als der glücklichste König. Welches Unheil kann die Gehirnverletzung eines einzigen Menschleins anrichten! Vergeblich rufen ihm seine Ratgeber zu: »Du rasest, Fürst, komme zur Besinnung«, wenn

ihn nicht der Arzt trotz seines Widerstrebens durch seine Kunst zum Bewußtsein und zur Vernunft zurückbringt. Wenn ein treuer Arzt dem Caligula zur Seite gestanden hätte, so würde er nicht schließlich mit Gift und Dolch gegen das Menschengeschlecht gewüthet haben. Und deshalb ist es bei allen Völkern des Erdkreises zum Herkommen geworden, daß ein Fürst sich nirgendwo ohne ärztlichen Beistand aufhält. Deshalb haben auch verständige Fürsten keiner Kunst größere Anerkennung gezollt als der Heilkunst. So hat, um nur ein Beispiel zu erwähnen, Erasi-stratus, ein Tochttersohn des Aristoteles, für die Heilung des Königs Antiochus von seinem Sohne Ptolemäus hundert Talente zum Geschenk erhalten. Ja, sogar die Heilige Schrift gebietet, dem Arzte die ihm gebührende Ehre zu erteilen, nicht bloß wegen seines Nutzens, sondern auch wegen seiner Unentbehrlichkeit. Ist demnach die Vernachlässigung anderer Verdienste Undankbarkeit, so ist die Geringschätzung des Arztes Gottlosigkeit; denn er leiht gleichsam der göttlichen Barmherzigkeit seinen Arm und schützt durch seine Kunst das Beste und Teuerste, was uns Gott geschenkt hat, nämlich das Leben.

Allen Dank schulden wir den Eltern, aus deren Händen wir gewissermaßen das Geschenk des Lebens empfangen haben, aber mehr noch meiner Ansicht nach dem Arzte,

dem wir so oft verdanken, was uns jene nur einmal gegeben haben, wenn wir ihnen überhaupt dafür zu Dank verpflichtet sind. Wer uns den Feind vom Halse schafft, hat Anspruch auf unsere Erkenntlichkeit; sollte der Arzt, der für unsere Rettung täglich mit so vielen Todfeinden des Lebens auf Leben und Tod kämpft, nicht größeren Anspruch darauf haben? Wir ehren die Könige wie Götter, weil ihnen, wie man glaubt, das Recht über Leben und Tod zusteht. Nun vermögen sie freilich zu töten, aber das Leben, und zwar bloß das leibliche Leben, nur insoweit zu geben, als sie es nicht nehmen, gerade wie einer Banditen, wenn sie ihn nicht erstechen, als seine Retter preist. Weit eher wohl läßt sich mit Gottes Güte die Guttat des Arztes vergleichen, der durch seine Kunst, sein Talent und gewissenhafte Pflege einen schon dem Untergang geweihten Menschen gleichsam aus dem Schlunde des Todes zurückzieht. Die Pflicht verlangt, daß wir uns hilfreich erzeigen; aber Leib und Seele aus dräuender Gefahr zu retten, erfordert mehr als Pflichtgefühl.

Ferner müssen wir alles, was groß im Menschen ist, Bildung, Tugend, Naturanlagen oder was es auch sein mag, auf Rechnung der ärztlichen Kunst schreiben, insofern sie das in seinem Bestande schützt, ohne das auch das übrige nicht bestehen kann. Wenn alles um des Menschen willen

geschaffen ist und der Arzt den Menschen selbst erhält, so ist augenscheinlich das ganze Weltall dem Arzte zu Dank verpflichtet. Wenn ein von Krankheiten heimgesuchtes Leben kein Leben genannt werden kann und der Arzt das Leben wieder gesund macht oder in Gesundheit erhält, müssen wir dann nicht ihn als den Urheber des Lebens gelten lassen? Ärztliche Tätigkeit, welche die Frist des Lebens verlängert, strebt, soweit es in ihren Kräften steht, auch die Unsterblichkeit an, die gewiß etwas Wünschenswertes ist. Beispiele anzuführen dürfte überflüssig sein, ist es doch allgemein bekannt, daß ein Pythagoras, Chrysippus, Plato, Cato Censorius, Antonius Castor und unzählige andere durch Beobachtung der ärztlichen Vorschriften, frei von aller Krankheit ein Alter von mehr als hundert Jahren erreicht haben, ohne daß ihre geistige Regsamkeit erlahmte, die Kraft des Gedächtnisses abnahm oder die Schärfe ihrer Sinne geschwächt oder erschüttert wurde. Bieten diese Männer nicht schon auf dieser Welt ein Abbild der Unsterblichkeit, auf die wir im Jenseits hoffen?

Christus selbst, der Bürge und Hort unserer Unsterblichkeit, nahm zwar eines Sterblichen Gestalt an, war aber für Krankheiten nicht empfänglich. Ihn schauderte vor Krankheiten, den der Tod am Kreuz nicht schreckte. Wäre es nicht schön, unserm Herrn auch in dieser Hinsicht nach

Kräften nachzueifern? Von den Aposteln, die es fast ohne Ausnahme auf ein hohes Alter brachten, lesen wir, daß sie hingerichtet und ermordet wurden, nicht daß sie erkrankten. Es bleibe dahingestellt, wie dieser Vorzug ihnen zuteil wurde; immerhin verschafft uns die Kunst der Ärzte, was ihnen ein glückliches Los verlieh. Der Einwand, den man oft erheben hört, daß gerade in Krankheiten sich die Tugend bewähre, verdient keinerlei Beachtung. Und es zeugt ebensosehr von Unwissenheit wie von Schamlosigkeit, wenn man von schweren Kopfschmerzen faselt, an denen Paulus gelitten habe, während er unter Anfechtung die Versuchung oder, was wahrscheinlicher ist, die Verfolgung der Gottlosen versteht. Und derselbe Paulus nennt die Heilkraft unter den Gaben, die den Aposteln zu eigen waren.

Bedeutend gewinnt die Heilkunst an Ruhm dadurch, daß die Vollzieher der von Kaiser und Papst erlassenen Gesetze sich in gerichtlichen Untersuchungen, die sich beispielshalber auf die Geschlechtsreife, Geburt und Giftmord sowie in einigen Fragen, die sich auf die Eheschließung beziehen, freiwillig dem Urteil der Ärzte unterwerfen. Handelt es sich um das Leben eines Menschen, so ist für den Urteilsspruch des Richters das Gutachten des Arztes maßgebend. Die Gnade des Papstes bewilligt einen Strafer-

laß nur dann, wenn der Arzt seine Stimme in die Waagschale wirft. Und in den Dekretalen macht das römische Pontifikat die Absetzung oder Rehabilitierung eines Bischofs, der bezichtigt ist, mit einer widerlichen und entsetzlichen Krankheit behaftet zu sein, von der Entscheidung des Arztes abhängig.

Der heilige Augustinus verordnet, daß man Maßregeln, welche die Ärzte beschlossen haben, auch gegen den Willen des Kranken vollziehen solle. Und wer einem Arzte die ihm gebührende Entschädigung, also den Lohn für seine ärztliche Tätigkeit, vorenthalte, den solle man wie einen unrechtmäßigen Eigentümer, der sich auf gesetzwidrige Weise fremden Besitz aneigne, zur Rechenschaft ziehen.

Auch diejenigen, welche durch feierliche Gebetsformeln die gottlosen Geister aus den menschlichen Körpern austreiben, ziehen nicht selten den Arzt zu Rate, so zum Beispiel bei jenen Krankheiten, die auf geheimnisvolle Weise gewisse Sinnesorgane zerstören und dämonischen Einwirkungen dermaßen gleichen, daß nur die erfahrensten Ärzte unterscheiden können, ob man es mit gröber gearteten Dämonen zu tun hat, denen auch ärztliche Kunst zu Leibe rücken kann, oder mit einer Krankheit, die so tief im innersten Seelengrunde haftet, daß sie den Körper unberührt zu lassen scheint. Zum Beweise dieser Behauptung könnte ich

unzählige Beispiele anführen, will aber nur für eine einzige Tatsache, die ich selbst miterlebt habe und bezeugen kann, um Euer Gehör bitten. Der hochberühmte Arzt Panaceus, mit dem ich als Jüngling Umgang pflog, heilte einen gewissen Phlyarius, einen Spoletaner von Geburt, der an Würmern litt und infolgedessen in einen merkwürdigen Wahnsinn verfallen war. Er sprach nämlich in seiner Krankheit vortrefflich Deutsch, was er in gesundem Zustande, wie bekannt war, niemals gekonnt hatte. Nun hätte ein Laie sogar einen Meineid darauf geschworen, daß der Mann von bösen Geistern besessen war. Panaceus aber gab ihm durch ein einfaches und gewöhnliches Heilmittel seine gesunde Vernunft wieder. Jetzt konnte er kein Wort Deutsch mehr reden oder verstehen. Sollte nun einer behaupten, daß der Mann in Wirklichkeit ein Besessener war, so würde diese Voraussetzung der ärztlichen Kunst nur noch höheren Glanz verleihen. Denn wenn ihr sogar die gottlosen Geister gehorchen, so ist sie wie bei der Wiederbelebung so auch bei der Geisterbeschwörung nicht nur eine Dienerin, sondern auch eine Rivalin göttlicher Kraft.

Es fehlte natürlich nicht an Leuten, die diese Heilung magischen Künsten zuschrieben. Wenn aber unsere Kunst das leistet, was nach allgemeiner Annahme menschliche Kräfte nicht vollbringen können, so trägt ihr eine derartige

Verleumdung nur neuen Ruhm und Preis ein. Mit vollem Rechte wurde daher in früheren Jahrhunderten, als schmutziger Erwerb und unflätige Lüste alle edlen Regungen noch nicht zerstört hatten, die Heilkunst von hochstehenden und bedeutenden Persönlichkeiten, von mächtigen Königen und berühmten Staatsmännern aufs höchste geschätzt, und keine Kunst war auf Erden beliebter. Mit ihrer Hilfe soll der große Moses die gesunden und die schädlichen Speisen unterschieden haben. Orpheus, der älteste Grieche, hinterließ, wie es heißt, Aufzeichnungen über die Kräfte der Kräuter. In den Homerischen Epen, der hervorragendsten Quelle geistiger Belehrung, nimmt die Schilderung der Kräuter und der Preis der Ärzte einen breiten Raum ein. So beschreibt er uns das Moly, ein nach Plinius vielgepriesenes Mittel gegen Vergiftungen. Die Entdeckung dieses Heilkrautes, wodurch er seinen Ulysses gegen Circes Zaubertränke feigt, schreibt er Merkur zu. Er empfiehlt auch die Anwendung des Krautes Nepenthes, um Kummer und Traurigkeit bei Gastmählern zu verscheuchen. Ferner zeichnet er Machaon, Päon, Chiro und Podalirius wegen ihrer trefflichen Leistungen in der Heilkunst oft durch ehrenvolle Erwähnung aus. Sie verleihen in seinen Dichtungen nicht nur den Heroen, sondern auch den Göttern selbst ihren Beistand, womit er natürlich andeutet,

daß selbst die höchsten Fürsten auf ihre Hilfe angewiesen sind und daß die Ärzte das Leben derjenigen in ihrer Hand haben, denen anscheinend das Recht über Leben und Tod aller andern zusteht. Ja, derselbe Dichter hat im elften Buch der Ilias dem ärztlichen Beruf durch die Erklärung, daß ein einziger Arzt mehr Wert habe als eine große Zahl anderer Menschen, wohl die schönste Anerkennung ausgesprochen. An einer anderen Stelle hebt er die große Gelehrsamkeit der Ärzte hervor und erhärtet durch sein Zeugnis die Tatsache, daß diese Kunst nicht auf dem einen oder anderen Wissenszweige, sondern auf der umfassenden Kenntnis aller Wissenschaften fußt und außer einer vollkommenen wissenschaftlichen Schulung auch eine reiche praktische Erfahrung voraussetzt. Der berühmte Pythagoras aus Samos, dem das Altertum fast göttliche Kräfte zuschrieb, soll ein vortreffliches Werk über die Wirkungen der Kräuter hinterlassen haben. Plato, Aristoteles, Theophrast, Chrysippus, Cato Censorius und Varro beschäftigten sich mit dem Studium oder der Ausübung dieser Kunst. Mithridates, den König von Pontus, hat nicht so sehr die wunderbare Beherrschung von einundzwanzig Sprachen als die Kenntnis des Arzneiwesens berühmt gemacht und zu einem wahrhaft großen Manne gestempelt. Er hinterließ, wie Plinius erzählt, Abhandlungen über diese Kunst

und in seinem Geheimarchiv Proben wirksamer Heilmittel, und nach ihm wird noch heutzutage ein bekanntes Mittel gegen Schlangengift benannt. Jetzt gilt Ballspiel, Jagen und Possen treiben als standesgemäß für Könige. Aber einstmals lag den Herrschern des römischen Volkes nichts mehr am Herzen, als zur Förderung der Medizin neue Heilkräuter aus weiter Ferne einzuführen, und auch dem Volke, das damals den Erdkreis regierte, war kein Geschenk willkommener.

Ja, Christus selbst, der Urquell aller Wissenschaften, hat sich nicht für einen Rechtsgelehrten, nicht für einen Lehrer der Beredsamkeit oder für einen Philosophen, sondern für einen Arzt ausgegeben; denn er sagt von sich, daß die Gesunden keines Arztes bedürfen, gießt als Samariter Öl und Wein in die Wunden und streicht mit Erde vermischten Speichel auf die Augen des Blinden. Und als er noch unbekannt auf Erden war, hat er nicht durch Gold noch Herrschermacht, sondern durch Heilung von Krankheiten allmählich Herzen und Liebe der Menschen erobert. Was er als Gott durch einen Wink erreichte, das erstrebt seinerseits der Arzt durch sorgsame Behandlung. Aber auch ihm fehlt es nicht an göttlicher Macht, nämlich vermöge der Kräfte, mit denen Gott zu diesem Zwecke die Natur ausgestattet hat, Heilungen zu vollziehen. Den Aposteln gab

Christus keine andere Wegzehrung mit als die Weisung, Krankheiten zu heilen, mit Öl zu salben und durch solche Liebesdienste sich den Gastgeber zu verpflichten. Wenn der große Paulus seinem Timotheus zur Stärkung des Magens mäßigen Weingenuß vorschreibt, leistet er offenbar ärztliche Dienste: was übrigens bei einem Apostel nicht weiter befremdet, da schon der Engel Raphael wegen der Heilung des blinden Tobias bei allen, die sich mit dem Studium der Geheimmittel befassen, in Ansehen steht. Soll eine Wissenschaft, als deren Jünger sich solche göttliche Geister bekannten, nicht hoch und heilig gehalten werden?

Wohl lernen und lehren die Leute diese oder jene Kunst, aber in der einen, die allen notwendig ist, sollte jedermann bewandert sein; doch dazu fehlt es an der richtigen Einsicht. Niemand möchte im unklaren sein, welche Münze echt und welche falsch ist, um einem geringfügigen Verluste zu entgehen; aber zu wissen, wie man sich das Beste, was man hat, erhalten kann, darauf legt keiner Gewicht. In Geldeswert traut keiner dem andern, aber da, wo Leben und Gesundheit auf dem Spiele steht, unterwirft man sich mit verbundenen Augen dem Urteil eines andern. Wenn sich auch nur wenige, die ihr ganzes Leben diesem einen Studium gewidmet haben, eine vollkommene Kenntnis der ganzen Kunst aneignen können, so sollte wenigstens der

Teil, der von der Erhaltung der Gesundheit handelt, keinem unbekannt bleiben. Die Aufgabe ist allerdings keine leichte; aber das liegt nicht an der Kunst selbst, sondern zum großen Teile an der Unwissenheit und dem falschen Ehrgeiz schlechter Ärzte.

Die Freundschaft galt von jeher selbst bei rohen Barbaren als etwas Heiliges und Verehrungswürdiges. Für einen vortrefflichen Freund wird derjenige gehalten, der Leid und Freude redlich mit dem andern teilt, während Freunde gewöhnlichen Schlages wie die Schwalben im Sommer nur im Glück auftauchen, im Unglück dagegen wie jene bei Anbruch der Winterzeit davoneilen. Da ist doch die Freundschaft des Arztes weit aufrichtiger. Niemals drängt er sich bei Frohsinn und Wohlsein auf, aber in Gefahren, in solchen Lagen, in denen oft Weib und Kind den Mann verlassen, wie bei einer Geisteskrankheit, der Phthiriasis, der Pest, erscheint er allein regelmäßig und zwar nicht, wie die meisten andern, zu unnützen Diensten, sondern um Abhilfe zu schaffen, um für die Rettung des Patienten zuweilen unter eigener Lebensgefahr mit der Krankheit zu kämpfen. So gleicht er den Seleukidischen Vögeln, die, wie man erzählt, von den Bewohnern des Berges Casium nur dann erblickt werden, wenn sie ihre Hilfe gegen den verheerenden Ansturm der Heuschrecken brauchen. Ist nun der Pati-

ent durch solche Freundschaftsdienste gerettet und die Gefahr glücklich beseitigt, so versteigt er sich in seiner Undankbarkeit gegen den Arzt oft bis zum Hasse, anstatt ihn wie einen Vater zu lieben und zu verehren. Ein gewöhnlicher Freund, der einen zuweilen auf der Straße grüßt, wird zum Mahle eingeladen, ein Klient höflich behandelt, aber von einem solchen Freunde wendet man sich ab, sobald man ihn nicht mehr nötig hat, und zwar nur deshalb, weil man einsieht, daß seine Bemühungen durch keinen seinem Verdienste entsprechenden Lohn aufgewogen werden können.

Wenn nun der Mann der beste ist, der am meisten dem Staate nützt, so müssen gerade die Besten diese Kunst erlernen.

Wenn man ferner den Wert einer Sache lieber nach ihrem Nutzen und Gewinn abschätzen will, so steht die Heilkunst, obgleich sie zu erhaben ist, als daß man sie mit solchem Maße messen dürfte, auch in dieser Beziehung keiner der anderen Künste nach; denn keine war jemals einträglicher und verhalf schneller zu großem Vermögen. Der oben erwähnte Erasistratus soll vom Könige Ptolemäus, Critobulus von Alexander dem Großen ein ungeheures und kaum glaubliches Honorar erhalten haben, das aber als Belohnung für die Rettung eines Mannes, für des-

sen Leben so viele Tausende das ihre einsetzen, immer noch klein erscheinen dürfte. Ärzte wie Cassius, Carpitanus, Aruncius, Albutius verdienten in Rom durch ihre Praxis am Hof und in der Bürgerschaft nach der Aussage des Plinius unermeßliche Summen. Jedoch, wozu entnehme ich früheren Jahrhunderten meine Beispiele, als ob nicht jedem Ärzte unserer Zeit bekannt wären, die es durch ihre Kunst zum Reichtum eines Krösus gebracht haben? Redekunst und Dichtkunst ernähren nur hervorragende Talente, ein Musiker hungert, wenn er nicht Ausgezeichnetes leistet, ein unbedeutender Rechtsgelehrter hat nur ein dürftiges Einkommen, allein die Heilkunst ist eine vom Maß der Kenntnisse unabhängige Erwerbsquelle. Ein Arzt muß zahllose Gebiete des Wissens beherrschen und über unermeßliche Kenntnisse verfügen, und doch findet häufig auch ein Pfuscher durch die Entdeckung des einen oder anderen Heilmittels seinen Broterwerb. Also eine unfruchtbare Kunst kann man die Medizin sicherlich nicht nennen. Dazu kommt, daß die übrigen Künste nicht überall einen Nährboden finden. Ein Lehrer der Beredsamkeit wird bei den Sarmaten, ein Rechtsgelehrter bei den Briten nicht auf seine Kosten kommen. Der Arzt hingegen findet überall, wohin er sich auch begeben mag, Anerkennung und Unterkunft, so daß das allbekannte griechische Sprich-

wort: »Die ganze Welt nährt die Kunst« auf keine Wissenschaft mehr zutrifft als auf die Medizin.

Doch gerade darüber ist Plinius oder vielmehr diejenigen, die in seinen Schriften auftreten, entrüstet, daß der Arzt auf Broterwerb ausgeht. Er übt in der Tat einen zu erhabenen Beruf aus, um wie ein gewöhnlicher Krämer nach Gewinn und Erwerb zu trachten. Aber es wäre doch allzu undankbar, die Kunst allein, für die keine Dankbezeigung groß genug ist, um den verdienten Dank zu betrügen. Ein trefflicher Arzt rettet wie eine Gottheit den Kranken ohne Entgelt, selbst gegen seinen Willen. Aber eine göttliche Wohltat nicht anzuerkennen, ist gottlos. Er macht sich nichts aus Belohnung; du aber verdienst für deine außerordentliche Undankbarkeit durch die Gesetze bestraft zu werden.

Ferner ist es mir keineswegs unbekannt, daß diese erlebte Kunst wie schon im Altertum, so noch heutzutage in ungebildeten Kreisen in Verruf ist. Sie erregte Catos Mißfallen, nicht weil er den Beruf verwerflich fand, sondern weil ihm als einem echten Römer das anspruchsvolle Auftreten der Griechen unerträglich war. Er schätzte die Erfahrung so hoch, daß er der Medizin jeden wissenschaftlichen Wert absprach; aber er wollte auch alle griechischen Philosophen zur Stadt hinaustreiben. Er war so roh, daß er

zur Reinigung des menschlichen Körpers den Genuß von Kohl und häufiges Erbrechen für genügend erachtete; aber derselbe Feind der Ärzte soll sich seine Rüstigkeit durch Beobachtung ärztlicher Vorschriften bis ins höchste Greisenalter ungebrochen erhalten haben.

Nur die Mediziner, sagt man, haben volle Freiheit, zu töten. Sie haben es freilich in der Hand, jemanden ungestraft umzubringen, und können noch Geld dabei gewinnen. Wenn trotzdem gute Ärzte ihre Patienten lieber am Leben erhalten, so verdienen sie um so mehr unsere Hochachtung. Daß sie zu töten vermögen, ist ein Beweis ihrer Macht, daß sie es nicht wollen, ihrer Redlichkeit.

Allenthalben hört man Betrunkene beim Becherklang das Sprichwort herleiern: »Wer auf Ärzte hört, sich das Leben zerstört«, als ob es ein Glück wäre, durch den Geschlechtsgenuß entkräftet, durch Bier aufgeschwemmt zu werden und sich bis zur Bewußtlosigkeit zu berauschen. Doch es ist überflüssig, solche Verleumder der Heilkunst zu widerlegen, da sie für ihre Leichtfertigkeit genug büßen müssen. Durch Podagra verkrümmt, durch Paralyse verblödet, früh abgestumpft und halb erblindet vor dem Greisenalter, singen sie nach dem Beispiel des Stesichorus der früher gescholtenen Medizin im Elend ein verspätetes Loblied. Sogar solchen Unwürdigen läßt ein guter Arzt ohne

Bedenken, soweit es noch möglich ist, seine Hilfe angedeihen.

Es gibt Leute, welche die Ärzte mit einem der alten Komödie entlehnten Spottnamen »Skatophagen« nennen. Aber wenn sie, um menschliche Leiden zu lindern, so tief von ihrer Höhe herabsteigen, daß sie nicht einmal die Berührung des Schmutzes scheuen, so verdienen sie dafür ganz besonders gepriesen zu werden. Denn wenn die Ärzte so hochmütig wären, wie jene unverschämt sind, so wäre der Tod wohlfeil. Aber das hat unsere Kunst mit guten Königen gemein, daß sie trotz ihrer Wohltaten in schlechtem Rufe steht.

Gesetzt auch, es gäbe in unserm Stande Leute, wie es deren wirklich gibt, die als Ärzte auftreten, obwohl sie eher alles andere als Ärzte sind, die als Heilmittel Gift darbieten und aus Gewinnsucht oder in selbstsüchtiger Absicht die Kranken schlecht beraten, was wäre unbilliger und böswilliger, als der Heilkunst aufzubürden, was einzelne verfehlen? Auch unter den Priestern gibt es Ehebrecher, unter den Mönchen Schurken und Mörder; aber was hat das mit der Religion zu tun, die an sich unantastbar ist? Kein Beruf ist so heilig, daß er nicht auch Frevler ernährte. Es wäre dringend zu wünschen, daß alle Fürsten so wären, daß sie sich dieses Namens würdig machten. Gleichwohl darf man

die Monarchie nicht deshalb verurteilen, weil einzelne Monarchen sich wie Räuber und Vaterlandsfeinde benehmen. Ich möchte gleichfalls, daß alle Ärzte wirkliche Ärzte wären und daß das griechische Sprichwort: »Viele peitschen die Ochsen, doch wenige pflügen das Land um« auf sie keine Anwendung hätte. Ich möchte, daß alle, des feierlichen Schwures eingedenk, den Hippokrates von seinen Berufsgenossen fordert, ihren Lebenswandel heiligten. Darauf müßte unser Streben gerichtet sein, auch wenn wir die meisten in Gleichgültigkeit versunken sehen.

Hochgeschätzte Zuhörer, das Thema meines Vortrags ist so ergiebig, daß es außerordentlich schwer wäre, es zu erschöpfen. Um nun das Versprechen, das ich im Anfang gegeben habe, nicht unerfüllt zu lassen, scheint es mir an der Zeit, alle Vorzüge der Heilkunst in kurzen Worten zusammenzufassen.

Während vielen Dingen nur ihr hohes Alter zur Empfehlung gereicht, war die Erfindung dieser Kunst ein dringendes Bedürfnis. Wenn einer Wissenschaft der Name ihrer Begründer Glanz verleiht, ihr hat man stets göttlichen Ursprung nachgerühmt. Wenn Verehrung Ansehen verschafft, keine andere Kunst genoß so lange und so allgemein göttliche Verehrung. Wenn geschätzt wird, was den Großen gefällt, sie hat die erlauchtesten Könige und Für-

sten nicht nur gefesselt, sondern auch berühmt gemacht. Wenn das Schwierige auch schön ist, nichts ist mühevoller als die Medizin, die das Studium so vieler Wissenschaften, Gewinnung und Anwendung so reicher Erfahrung verlangt. Wenn wir eine Sache nach ihrer Würde schätzen, was ist herrlicher, als mit Gott an Wohltätigkeit zu wetteifern? Messen wir nach Kraft und Vermögen, welcher Erfolg ist gewaltiger, als einen dem sicheren Untergang geweihten Menschen wiederherstellen zu können? Prüfen wir die Notwendigkeit, was ist so unentbehrlich, wie das, wovon Entstehung und Erhaltung des Lebens abhängt? Kommt das Verdienst in Frage, was ist ehrenvoller, als den Fortbestand des Menschengeschlechts zu sichern? Wenn wir nach dem Nutzen urteilen, keine Kunst verbreitet größeren Segen. Fragen wir endlich, was den reichsten Gewinn abwirft, so müßten die Menschen ganz undankbar sein, wenn die Medizin nicht den glänzendsten Lohn davontrüge.

Euch also, treffliche Männer, wünsche ich aus vollem Herzen Glück, daß es Euch gelang, Euch in diesem schönsten aller Berufe auszuzeichnen. An Euch aber, edle Jünglinge, richte ich die Mahnung, daß Ihr Euch mit ganzer Seele und mit Anspannung aller Kräfte der Wissenschaft hingebet, die Euch Ehre, Ruhm, Ansehen und Reichtum einbringen wird und durch die Ihr Eurerseits Euren Freun-

den, dem Vaterlande, ja der ganzen Menschheit nicht unerheblichen Nutzen verschaffen werdet.

KLAGE
DES FRIEDENS

Der Friede beklagt weniger sich selbst als die Menschen

Wenn es den Sterblichen zum Vorteil diene, daß sie mich so unverdient verschmähen, abweisen und vertreiben, so wäre meine Klage bloß, daß mir Unrecht geschieht und daß sie so ungerecht sind. Nun aber verstopfen sie sich selbst, indem sie mich fortjagen, die Quelle allen menschlichen Glückes und beschwören ein ganzes Meer von Unheil über sich herauf. Deshalb muß ich weit mehr über ihr unglückseliges Geschick weinen als über das mir zugefügte Unrecht, und deshalb treibt es mich, über diejenigen zu trauern, denen ich eigentlich zürnen müßte, und ihr Geschick zu beklagen. Es geht gegen allen menschlichen Brauch, den von uns zu stoßen, der uns liebt; es ist höchst undankbar, den zu verschmähen, der sich um uns verdient gemacht hat; es ist in höchstem Grade pietätlos, den Erzeuger und Erhalter aller Dinge zu betrüben; aber nun gar all das Fördernde, das ich mit mir bringe, sich selbst zu versagen und sich aus freien Stücken ein vielköpfiges Ungeheuer von allen Übeln auf den Hals zu jagen – ist nun nicht das

der Gipfel des Wahnsinns? Übeltätern soll man zürnen; aber wenn einer so von allen Furien gehetzt wird –, kann man da anders als ihn bedauern? Ja, bedauernswert sind sie besonders deshalb, weil sie mit sich selbst kein Bedauern haben; besonders unglücklich sind sie, weil sie ihr eigenes Unheil nicht einmal merken; ist es doch sonst der erste Schritt zur Genesung, wenn man erkennt, wie krank man ist.

Werde nun einerseits ich, der Friede, von Menschen- und Engelzungen gepriesen, bin ich Quelle, Erzeuger, Ernährer, Mehrer und Schützer von allem Guten im Himmel und auf Erden, ist ohne mich nichts gedeihlich, nichts sicher, nichts rein und heilig, nichts den Menschen angenehm und den Göttern gefällig – ist anderseits der Krieg sozusagen ein Ozean aller möglichen Übel, welkt, wo er einmal ausgebrochen ist, alles, was da blüht dahin, zerfällt alles, was da wächst, wird alles, was leuchtet, verdüstert, stürzt alles ein, was fest gegründet ist und wird alles Süße bitter, ist er eine verzehrende Pest für alles, was Religion und Frömmigkeit heißt, gibt es nichts, was unheiliger, für die Menschen unheilvoller, für die Himmlischen verhaßter wäre – bei den unsterblichen Göttern frage ich euch: Wer glaubt, daß die noch Menschen seien und noch ein Fünklein gesunden Sinnes in sich tragen, die mich mit solchen

Kosten, mit solcher Beflissentlichkeit, solchem Aufwand, solcher Kunst, solchem besorgten Eifer, unter so großen Gefahren aus der Welt hinauszuerwerfen, dafür aber diesen Inbegriff alles Übels um so hohen Preis sich zu erwerben trachten?

Der Krieg ist wider die Natur

Wenn mich die wilden Tiere auf diese Weise verschmähen, so würde ich das leicht in Kauf nehmen und würde für die mir angetane Schmach der Natur schuld geben, die ihnen einen so böartigen Charakter eingepflanzt hat; wenn mich das stumme Vieh so nicht leiden könnte, so würde ich das seinem blöden Sinn verzeihen, dem die Begabung versagt ist, das zu begreifen, was mir anvertraut wurde. Doch welch unwürdige, mehr als ungeheuerliche Erscheinung: Da hat die Natur ein Wesen hervorgebracht, mit Vernunft begabt, Ebenbild des göttlichen Geistes, ausgestattet mit Wohlwollen und Fähigkeit zur Gemeinschaft – und nun habe ich bei allen reißenden Tieren, bei jedem beliebigen blöden Vieh eher eine Stätte als bei den Menschen!

Die Bündnisse zwischen den Himmelskörpern, die doch nicht gleiche Kraft und Beweglichkeit haben, bestehen seit Jahrhunderten und bleiben in Kraft. Die einander widerstreitenden Elementarkräfte halten sich im Gleichgewicht und bewahren ewigen Frieden; bei aller Spannung nähren sie doch die Eintracht in der Harmonie ihres gegenseitigen

Verhältnisses. Wie fügen sich im Körper der lebenden Wesen die Organe zusammen zu einer zuverlässigen Einheit, wie sind sie bereit zum gegenseitigen Schutze! Gibt es einen größeren Unterschied als den von Leib und Seele? Und doch, läßt nicht gerade diese Verschiedenheit um so mehr zutage treten, zu welcher enger gegenseitiger Unabhängigkeit die Natur beide verknüpft hat, dergestalt, daß das Leben ja gar nichts anderes ist als die Zusammengesellung von Leib und Seele, die Gesundheit nichts anderes als das harmonische Zusammenstimmen aller leiblichen Funktionen?

Die der Vernunft baren Tiere leben mit ihren Artgenossen wie in einem Staatswesen einträchtig beisammen. Rudelweise leben die Elefanten, herdenweise weiden Schafe und Schweine, geschwaderweise legen Kraniche und Dohlen ihre Flügel zurück; die Störche, die Lehrmeister aller familiären Tugenden, bilden ihre Schwärme; zu gegenseitigem Schutze treten die Delphine füreinander ein. Bekannt ist ja das von Einigkeit getragene Staatswesen der Ameisen und Bienen. Doch was rede ich weiter von denen, die zwar der Vernunft, nicht aber der Empfindung entbehren? Sogar bei Kräutern und Bäumen ist Freundschaft zu entdecken. Manche sind unfruchtbar, wenn nicht die männliche Pflanze sich dazugesellt. Der Weinstock umrankt die Ulme, der

Pfirsich liebt den Weinstock. Wenn sie auch sonst nichts empfinden, so scheinen sie doch die Wohltat des Friedens zu empfinden; oder wenn sie auch nicht wirkliche Empfindung haben, so sind sie doch, da sie das Leben haben, an den Grenzen der Empfindung.

Was ist so empfindungslos wie das Mineralreich? Und doch kann man sagen, daß selbst den Steinen Sinn für Frieden und Eintracht innewohnt. Der Magnet zieht das Eisen an und hält es fest. Und was ist's, was auch unter den wildesten Tieren Geltung hat? Bei aller Wildheit kämpft der Löwe nicht wider den Löwen, zücht der Eber nicht seine Hauer gegen den Eber, hält der Luchs mit dem Luchse Frieden, wütet der Drache nicht gegen den Drachen, und wie die Wölfe zusammenhalten, anerkennt ja das Sprichwort.

Der Krieg ist wider die Menschlichkeit

Ja, am allererstaunlichsten ist, daß selbst die bösen Geister, durch die doch zuerst das Band zwischen Irdischen und Himmlischen zerrissen wurde und noch zerrissen wird, unter sich verbündet sind und im Tragen des Joches ihres Tyrannen gleichen Sinn zeigen. Die Menschen hingegen, für welche die Einigkeit am allerangemessensten ist und die ihrer am dringendsten bedürfen, schließt weder die sonst so wirkungskräftige Natur zusammen, noch verbindet sie irgendeine menschliche Einrichtung, noch kittet sie der aus der Eintracht erwachsende Nutzen aneinander, ja nicht einmal Empfindung und Erfahrung der Übel vereinigt sie zu gegenseitiger Liebe. Und doch haben sie dieselbe Gestalt, dieselbe Stimme, und während zwischen den übrigen Wesen in der Körpergestalt die größte Verschiedenheit herrscht, verbindet die Menschen ein gemeinsames Kennzeichen: die ihnen verliehene Macht der Vernunft, an der keines der anderen Lebewesen teilhat. Ihnen allein ist die Gabe der Sprache verliehen, das vornehmste Werkzeug

der Gemeinschaft. Gemeinsam ist ihnen der Keim aller Zucht und Tugend, die milde, freundliche Sinnesart, die zum gegenseitigen Wohlwollen neigt. Durch sie bereitet das Lieben an sich Freude, gewährt es Befriedigung, andern Gutes zu erweisen; es sei denn, daß einer durch verkehrte Begierden wie durch den Zauber der Circe aus einem Menschen in ein Tier verwandelt worden sei. Daher kommt es offenkundig, daß die Umgangssprache das, was aus Wohlwollen geschieht, menschlich nennt und mit dem Wort Menschlichkeit nicht bloß die angeborene Natur, sondern die des Menschen würdige Kultur bezeichnet. Die Tränen wurden ihnen als Zeichen eines sensiblen Gemütes beigegeben, dank dem sie, wenn eine Beleidigung vorgefallen ist oder eine Wolke den heiteren Himmel der Freundschaft verdüstert hat, so leicht zum freundlichen Verhältnis den Rückweg finden.

Seht, durch wie viele Gründe die Natur uns Eintracht eingeschränkt hat! Aber sie hat sich nicht damit begnügt, uns dadurch den Frieden verlockend vor Augen zu stellen und hat nicht nur gewollt, daß uns die Freundschaft angenehm, sondern auch, daß sie uns notwendig sei. Sie hat die Gaben des Leibes und der Seele so ausgeteilt, daß keiner jeder Situation gewachsen und nicht auch auf die Hilfe des Unbedeutenden angewiesen wäre. Sie hat nicht allen dieselben

Gaben beschert und sie nicht im gleichen Maße ausgeteilt, damit gerade diese Verschiedenheit durch gegenseitige Freundschaftserweise ausgeglichen würde. Verschiedene Gegenden bringen verschiedene Produkte hervor, so daß das aufeinander Angewiesensein zu Handel und Verkehr anleitet. Alle übrigen Wesen hat die Natur mit ihren natürlichen Schutz- und Trutzwaffen ausgerüstet, den Menschen allein schwach und wehrlos geschaffen, so daß er durch nichts anderes Sicherheit gewinnt als durch Geselligkeit und gegenseitige Verbindung. Die Not hat ihn den Weg zur Staatsbildung finden lassen, die Not hat wieder die Staaten gelehrt, Bündnisse zu schließen, um mit vereinten Kräften den Angriff von wilden Menschen und Tieren abzuwehren. Es gehört zum menschlichen Wesen, daß nichts auf sich allein angewiesen bestehen kann.

Schon in seinen Anfängen wäre das Menschengeschlecht zugrunde gegangen, wenn nicht die Gemeinschaft der Ehe es fortgepflanzt hätte. Der Mensch würde nicht zur Geburt kommen, der Geborene würde sofort zugrunde gehen und das Leben schon an seiner Schwelle verlieren, wenn nicht die hilfreiche Hand der Geburtshelferin, die freundliche Fürsorge der Pflegerin dem kleinen Kinde zu Hilfe käme. Zu diesem Zweck hat die Natur dem Menschen das gewaltig zwingende Feuer der Elternliebe verliehen,

durch das die Eltern das Kind schon lieben, bevor sie es noch gesehen haben. Als weiteres Geschenk hat sie die Kindesliebe gegeben, damit den Eltern die Fürsorge für die Hilfsbedürftigkeit der Kinder leichter gemacht würde und das rechte Verhältnis allen gleicherweise als des Preises wert erscheine, das die Griechen äußerst zutreffend mit dem Ausdruck *Antipelargosis*, Storchliebe, bezeichnet haben. Weiter tritt hinzu das Band der Verwandtschaft und Verschwägerung, die Gleichartigkeit der Begabung, der Interessen und der äußeren Erscheinung als sicher zum Wohlwollen zusammenschließende Kraft; in vielen Fällen ein verborgener Zug der Seele, ein wunderbarer Antrieb zur gegenseitigen Liebe, den die Alten bewundernd einer Gottheit zuschrieben. So viele Gründe gibt uns die Natur, die uns Frieden und Eintracht lehren, durch so viele Lockmittel lädt sie uns dazu ein, mit so vielen Schlingen zieht sie uns dazu hin, durch so vielerlei treibt sie uns an.

Dessenungeachtet hat jene so sehr auf allen Schaden bedachte Rachegöttin alle diese Bande gelöst, zerrissen, durchschnitten, die Wut einer unersättlichen Kampfeslust in die Herzen der Menschen gesät. Wenn nicht die Gewohnheit dazu führte, daß man sich über das Böse gar nicht mehr verwundert, ja es gar nicht mehr fühlt, wer würde da glauben, daß die noch mit einem menschlichen

Gemütsleben begabt sind, die so mit beständigen Zerwürfnissen, Prozessen und Kriegen wider einander kämpfen, zanken und toben? Zuletzt werden von Raub, Blutvergießen, Verwüstung und Zertrümmerung heilige und unheilige Stätten erfüllt. Kein Bund ist so heilig, daß er diese zum Verderben wider einander Rasenden auseinanderzureißen vermöchte. Der allen gemeinsame Name Mensch genügte einst, die Menschen zur Verständigung zu bringen, und darüber hinaus bedurfte es nichts.

Aber es scheint so sein zu müssen, daß wie die Natur, die doch bei den Tieren höchste Geltung hat, bei den Menschen nichts vermag, so auch Christus bei den Christen nichts vermocht hat. Mag schließlich die Lehre der Natur nichts ausrichten, die doch in der Welt der gefühllosen Dinge so große Macht zeigt, warum vermag aber dann die Lehre Christi, die so weit überlegen ist, ihre Bekenner nicht zu dem zu überreden, was sie in allererster Linie anrät, nämlich Frieden und gegenseitiges Wohlwollen? Warum vermag sie nicht wenigstens von diesem wilden, gottlosen Wahnsinn des Krieges abzubringen?

Der Friede klagt, daß er nirgends eine Stätte finde

Wenn ich das Wort Mensch höre, so komme ich sogleich herbei als zu einem mir verwandten Wesen, und vertraue darauf, daß ich dort weilen kann. Höre ich aber den Christennamen, so schwebe ich noch viel eilender heran, in der Gewißheit, daß ich da meine Herrschaft aufrichten darf. Aber Schmach und Schande ist's, zu sagen: Plätze, Hallen, Rathäuser, Kirchen klingen so von Streit wider wie nirgends selbst im Heidenland. Dabei bildet die Schar der Advokaten, die an diesem Unheil der Menschheit einen ganz beträchtlichen Anteil haben, doch nur ein verschwindendes Häuflein gegenüber der wogenden Menge derer, die widereinander im Prozesse liegen.

Ich erblicke eine Stadt; sogleich erwacht in mir die Hoffnung, daß wenigstens zwischen denen eine Einheit bestehe, die innerhalb desselben Mauergürtels leben, von denselben Gesetzen regiert werden, und wie die Besatzung eines Schiffes von einer und derselben Gefahr bedroht sind. Doch welche Erfahrung muß ich Unglücklicher da-

selbst machen! Auch hier ist alles von Entzweiung angefressen, so daß ich kaum ein Haus finden kann, wo ich einen oder mehrere Tage weilen dürfte!

Aber ich will das gemeine Volk sich selber überlassen, das, der Meeresbrandung gleich, in den Wogen seiner Leidenschaft aufschäumt, und mich an die Fürstenhöfe wie in einen sichern Hafen zurückziehen. Dort, meine ich, kann der Friede doch eine Stätte finden, die haben mehr Verstand als die Masse, die sind sozusagen das Gehirn und das Auge des Volkes. Sie vertreten die Sache dessen, der Lehrer und Fürst der Eintracht ist, und von dem ich ja allen, ganz besonders ihnen ans Herz gelegt bin. Sie versprechen ja auch alles Gute. Da schaue ich Empfänge in allen Formen der Höflichkeit, mit freundschaftlichen Umarmungen, fröhlichen Gelagen; auch alle übrigen Pflichten der Menschlichkeit sind erfüllt. Doch Welch unwürdige Sache! Bei ihnen vermag ich auch nicht den Schatten wahrer Eintracht zu erblicken. Hinterlist und Täuschung ist alles, allen Parteiumtrieben ist Tür und Tor geöffnet; von Hintertreppenschäften, Intrigen und Rivalitäten ist alles korrumpiert. Weit davon entfernt, daß dort der Sitz des Friedens sein könnte! Vielmehr befindet sich gerade dort die Quelle und Pflanzschule aller Kriege. Ich Unglücklicher, wohin soll ich gehen, nachdem mich diese Hoffnung betro-

gen hat? Diese Fürsten sind mehr große Herren als Gebildete. Sie werden mehr von ihren Gelüsten als von einem richtigen Urteil bestimmt.

So will ich mich zu den Intellektuellen flüchten! Seine Bildung macht ja den Menschen aus, Philosophie hebt über Menschenmaß empor, Theologie trägt in die göttlichen Sphären. Dort wird mir nach so vielen Irrwegen Ruhe zuteil werden. Doch welch schmerzliche Enttäuschung: Auch dort wütet eine andere, zwar weniger blutige, aber darum nicht weniger unsinnige Art von Krieg! Denn eine Schule verträgt sich nicht mit der andern, und als ob die Wahrheit von Ort zu Ort verschieden wäre, so setzen gewisse Erkenntnisse nicht über das Meer, steigen nicht über die Alpen und schwimmen nicht über den Rhein. An einer und derselben Bildungsstätte ist Krieg zwischen dem Rhetoren und dem Dialektiker, der Jurist verträgt sich nicht mit dem Theologen. Wieder innerhalb derselben Fakultät kämpft der Thomist mit dem Skotisten, der Realist mit dem Nominalisten, der Peripatetiker mit dem Platoniker, so daß sie auch nicht in den geringfügigsten Nebenfragen einig werden; schließlich geraten sie im Disput über des Esels Schatten aufs schrecklichste aneinander, das Gespräch erhitzt sich immer mehr, von der Begründung geht man über zur Beschimpfung, aus der Beschimpfung wird ein Handge-

menge, und wenn man die Sache nicht mit Dolchen und Lanzen ausficht, so verwundet man einander mit vergifteten Federn, zerfleischt sich wenigstens auf dem Papier, und aus dem Munde schwirren die Pfeile, die den guten Ruf des andern tödlich treffen. Wohin soll ich mich wenden, nachdem ich so oft erfahren habe, daß man mich mit bloßen Worten abspeist?

Was bleibt übrig, als der eine heilige Rettungsanker, die Religion? Zwar kommt das religiöse Bekenntnis allen Christen insgemein zu; aber Titel, Kultus und Zeremonien machen es doch zur besondern Angelegenheit derer, die unter dem Namen Priester besonderes Ansehen beim Volk beanspruchen. All das erweckt mir aus der Ferne die Hoffnung, daß da für mich ein schützender Hafen bereit sei. Da schimmern weiße Gewänder – weiß ist ja meine Farbe –, da sehe ich die Kreuze, diese Symbole des Friedens, da vernehme ich den so wunderbar süß klingenden Bruderamen, der auf die höchste Liebe schließen läßt, da vernehme ich die Glück verheißenden Friedensgrüße; ich sehe, wie sie, eine eng verbundene Gesellschaft, alles gemein haben, um ein Heiligtum geschart, denselben Regeln unterworfen, in täglichem Umgang stehen. Wer vertraute nicht darauf, daß da der Friede eine Stätte finde? Doch welche unwürdige Sache: Das Domkapitel kommt nicht nur mit

dem Bischof nicht aus, sondern ist auch meist unter sich durch Cliqueswesen gespalten. Gibt es irgendwo einen Priester, der nicht mit einem andern Priester im Streite liegt? Paulus erklärt es für unerträglich, wenn ein Christ mit dem andern einen Prozeß führt, und doch ist Streit von Priester wider Priester, von Bischof wider Bischof. Vielleicht findet das jemand verzeihlich, weil sie durch alteingesessenen Brauch in die gleiche Haltung wie die Heiden hineingeglitten sind, seit sie ihnen auch an Besitz gleichzuerwerden begonnen haben. Mögen sie nur dieses ihr Recht genießen, das sie sich, als wäre es von vornherein ausbedungen, reservieren! Nun bleibt noch eine Menschenklasse übrig, die mit der Religion so fest verknüpft ist, daß sie dieses Band, auch wenn sie wollten, nicht abschütteln können, so wenig wie die Schildkröte ihre Schale. Ich würde hoffen, dort eine Stätte zu finden, wenn mich nicht schon so manche Hoffnung getäuscht und Skepsis gelehrt hätte. Dennoch will ich nichts unversucht lassen und meine Erfahrungen sammeln. Und das Resultat? Nirgends bin ich heftiger zurückgeprallt. Was bleibt noch zu hoffen, wenn Religion mit Religion entzweit ist? So viele Orden, so viele Parteien. Dominikaner sind wider Minoriten, Benediktiner wider Bernhardiner. So viele Namen, so viele verschiedene gottesdienstliche Gebräuche und Zeremonien, die nur den

Zweck haben, Verständigung zu verhüten; jedem gefallen nur die eigenen, und er verurteilt die fremden und haßt sie. Innerhalb des Ordens ist wieder Spaltung zwischen den verschiedenen Klassen, die Observanten befehlen die Coleten und beide die Tertiärer, die ein Konvent heißen, trotzdem keinem am andern etwas konveniert. Wie billig wünschte ich, der überall Enttäuschte, in irgendeinem Klösterlein Zuflucht zu finden, wo es recht ruhig wäre. Ungern sage ich es, aber es ist volle Wahrheit: ich habe bisher keines gefunden, das nicht angesteckt gewesen wäre von Groll und Zank. Ich müßte mich schämen, zu berichten, um welche nichtssagenden Schwätzereien und Zänkereien alte Männer mit würdigem Bart und Kutte, die sich selbst wunder wie gebildet und heilig vorkommen, die größten Kämpfe ausfechten.

Da lächelte mir doch einige Hoffnung, es könnte sein, daß ich irgendwo in einer der vielen Ehen eine, wenn auch bescheidene, Stätte finde. Was für Erwartungen erweckt doch die Hausgemeinschaft, die Gütergemeinschaft, die Bettgemeinschaft, der gemeinsame Besitz der Kinder, die Tatsache, daß jedes körperlich ein Recht auf das andere hat und beide eher wie ein Mensch scheinen, der aus zweien gebildet ist, als zwei verschiedene. Doch auch da hat sich die denkbar böse Zankgöttin Iris eingeschli-

chen; sie wußte die durch so feste Bande Vereinigten durch Meinungsverschiedenheiten auseinanderzureißen. Nichtsdestoweniger finde ich bei diesen noch eher Raum, als bei denen, die sich durch so und so viele Dokumente, äußere Zeichen und Zeremonien Liebe geloben.

Schließlich kam es dazu, daß mein Wunsch war, es möchte mir wenigstens in der Brust eines einzelnen Menschen eine Stätte gewährt werden. Auch das geschah nicht, der Mensch ist mit sich selbst entzweit, die Vernunft führt Krieg mit den Affekten, die Affekte untereinander; nach der einen Seite ruft die Frömmigkeit, nach der anderen zerrt die Begierde. Gibt die Lust einen Rat ein, so gibt der Zorn einen andern, einen andern der Ehrgeiz, einen andern die Habsucht. Trotzdem es so steht, empfinden sie keine Scham, wenn sie sich Christen nennen lassen, da sie doch in jeder Weise dem ins Gesicht schlagen, was Christi Eigenart und Vorzug ist.

Warum wird Krieg geführt?

Was ist flüchtiger, was hinfalliger als das menschliche Leben? Wie vielen Krankheiten, wie vielen Wechselfällen ist es unterworfen! Trotzdem es schon von selbst Übel genug mit sich bringt, beschwören die Wahnsinnigen dazu noch eine weitere Menge über sich herauf. Eine solche Blindheit hat den menschlichen Geist umfassen, daß er nichts von alledem wahrnimmt. Kopfüber werden sie dahingerissen, alle Bande der Natur und Christi, alle Gemeinschaft brechen, zerschneiden und zerreißen sie; sie führen Krieg mit und ohne Unterbrechung, ohne Maß und Ziel. Volk gerät an Volk, Staat an Staat, Partei an Partei, Fürst an Fürst; sie kehren das Oberste zuunterst, bald aus Dummheit, bald aus Ehrgeiz von Kreaturen, die doch mit allem Irdischen nächstens dahinfahren.

Ich will die ganze Tragödie der früheren Kriegsgeschichte übergehen und nur an die Ereignisse seit den letzten zehn Jahren erinnern. Wo in aller Welt ist nicht aufs grausamste zu Wasser und zu Lande gekämpft worden? Welche Erde ist nicht von Christenblut getränkt worden?

Welches Meer, welche Flüsse sind nicht von Blut gefärbt gewesen? Welche Schmach: sie kämpfen mörderischer als Juden und Heiden, ja als reißende Tiere! So wie die Juden gegen die Ungläubigen Krieg führten, so sollten die Christen gegen die Laster kämpfen. Aber weil sie jetzt mit den Lastern wohl übereinkommen, führen sie Krieg wider die Menschen. Und doch führte die Juden ein göttlicher Befehl in den Krieg; bei den Christen aber ist es, wenn du die Masken wegreißest und die Dinge beim rechten Namen nennst, der Ehrgeiz, der sie verdreht und dahinreißt, oder der Zorn, dieser übelste Ratgeber, oder die unersättliche Habgier. Jene führten Kriege nach außen, Christen aber verbündeten sich mit Türken gegen Christen.

Die heidnischen Tyrannen trieb etwa der Ehrgeiz zum Kriege; sie unterjochten immerhin barbarische und wilde Völker, aber so, daß diesen die Niederlage gar nicht so schlecht bekam und der Sieger sich um den Besiegten verdient zu machen suchte. Man machte Anstrengungen, daß der Sieg so wenig blutig als möglich ausfalle, dem Sieger der Preis der Ehrenhaftigkeit zuteil werde und dem Besiegten die Milde des Siegers zum Trotze gedeihe. Jetzt aber schämt man sich, daran zu denken, aus was für schändlichen und schändlichen Ursachen christliche Fürsten den Erdkreis mit Krieg überziehen. Da ist einer, der irgendei-

nen fadenscheinigen oder anrühigen Rechtstitel bald gefunden oder konstruiert hat, als ob so gewaltig viel daran läge, wer ein Reich regiert, und nicht unendlich viel mehr daran, wie es regiert wird, nämlich zum Wohl des Ganzen. Dort beschwert sich einer, es sei in einem Vertrag mit hundert Paragraphen weiß Gott was übergangen worden. Da hat einer mit dem andern einen Privatzwist, weil er ihm die Braut weggeschnappt hat oder weil ihm ein unbedachtes Wort entfahren ist.

Der Gipfel verbrecherischer Machenschaften ist aber erreicht, wenn Regenten überlegen, daß da, wo das Volk einig ist, ihre Macht wankt, aber da, wo es gespalten ist, feststeht, und nun raffinierterweise Leute anstiften, absichtlich Kriege anzuzetteln, um gleichzeitig die Einigkeit des Volkes zu sprengen und es dann in seinem Unglück ungenierter ausbeuten zu können. Das besorgen Verbrechernaturen, die sich aus dem Unglück des Volkes mästen und in Friedenszeiten im Staat nichts zu tun finden. Welche Wut der Hölle hat solches Gift dem Sinn eines Christen einträufeln können?! Wer hat Christen solchen Despotismus gelehrt, den weder ein Dionysius noch ein Mezentius, noch ein Phalaris überhaupt gekannt haben? Das sind Untiere, keine Menschen mehr, in nichts ausgezeichnet als in allen Zügen der Tyrannei, zu nichts begabt als zum Unheil-

stiften, einig nur, wo es den Staat ihrer Despotie zu unterwerfen gilt. Und die solches treiben, gelten als Christen und erfreuen sich, mit Menschenblut besudelt zu den heiligen Hallen, den heiligen Altären heranzutreten. O könnte man doch diese Pestilenz auf die fernsten Inseln verbannen!

Wenn die Christen Glieder an einem Leibe sind, warum freut sich da nicht jeder am Glück des andern? Nun wird es aber beinahe als triftiger Grund zum Kriege angesehen, wenn das Nachbarreich in allen Dingen in höherer Blüte steht. Um die Wahrheit zu gestehen: Was hat so viele bewogen und bewegt sie noch heute, Frankreich bewaffnet anzufallen, als daß es das weitaus blühendste Land ist? Keines besitzt so ausgedehnte Gebiete, keines eine erlauchtere oberste Behörde, keines berühmtere Universitäten; nirgends findet sich eine so geschlossene Einheit und darum besitzt es so große Macht. Nirgends blühen gleicherweise die Gesetze, nirgends ist die Religion so unangefochten. Das Land ist nicht durch jüdischen Handel korrumpiert wie Italien, nicht durch die Nachbarschaft der Türken oder Mauren bedroht, wie Ungarn und Spanien. Deutschland, von Böhmen ganz zu schweigen, ist unter soundso viele Duodezfürsten aufgeteilt, von Königtum ist nicht einmal ein Schein. Frankreich, wie eine unversehrte Blume mitten im Bereich der Christenheit, sozusagen eine

sichere Burg gegen allenfalls losbrechende Stürme, ist das Ziel stets erneuter Angriffe. Mit allen Künsten sucht man Gründe, es zu bekriegen, lediglich um der Dinge willen, welche ihm die Angreifer von Herzen gönnen müßten, wenn nur eine Ader christlichen Sinnes in ihnen wäre. Aber diesen so unfrommen Unternehmungen weiß man ein frommes Mäntelchen umzuhängen. Das ist die Art, wie dem Reiche Christi der Weg gebahnt wird. Welche Ungeheuerlichkeit: Sie wännen, der Christenheit gehe es übel, wenn sie nicht im schönsten und glücklichsten Stück ihres Bereiches alles zugrunde gerichtet haben!

Ist's nicht so, daß sie, wenn sie solches bewerkstelligen, die wilden Tiere an Wildheit übertreffen? Es kämpfen ja gar nicht alle Tiere, und auch die Bestien kämpfen nur gegen solche anderer Art. Wir haben das ja schon erwähnt, aber man kann nicht genug davon sprechen, damit es besser in den Köpfen haftet. Die Viper beißt die Viper nicht und der Luchs zerreißt den Luchs nicht. Und schließlich, wenn sie kämpfen, so tun sie es mit ihren angeborenen Waffen, mit denen sie die Natur ausgestattet hat. Doch unsterblicher Gott! Mit was für Waffen bewaffnet die Wut die Menschen, die doch wehrlos geboren sind! Wahre Höllemaschinen lassen Christen gegen Christen los! Wer würde glauben, daß die Kanonen von Menschen erfunden

seien! Und die Tiere stürmen nicht in solchem Massenaufmarsch zum Verderben der andern vor. Wer hätte jemals beobachtet, daß zehn Löwen zum Kampf gegen zehn Stiere antraten? Aber wie oft schon sind zwanzigtausend Christen mit gezücktem Schwert gegen ebenso viele Christen losgegangen! Soviel liegt ihnen daran, weh zu tun und Bruderblut in Strömen fließen zu lassen. Die Tiere führen auch nur Krieg, wenn sie der Hunger oder die Sorge für ihre Jungen zur Wut reizt. Ist aber nicht für die Christen das kleinste Unrecht genug, um einen Vorwand zum Kriege abzugeben?

Wenn das gemeine Volk das täte, so könnte man es mit seiner Unwissenheit beschönigen. Wären es junge Leute, so wäre es entschuldbar, weil ihnen die Erfahrung des Alters abgeht. Wären es Gottlose, so würde dieser Umstand das Entsetzen über die Tat beträchtlich vermindern. Nun sehen wir aber, daß die Saat des Krieges am meisten von denen ausgestreut wird, durch deren Rat gerade die Volksbewegungen in Schranken gehalten werden sollten. Dieses verachtete und gemeine Volk gründet berühmte Städte, verwaltet sie und fördert so ihren Wohlstand. Aber da schleichen sich nun die Bürokraten ein, und wie Drohnen eignen sie sich das an, was fremder Fleiß geschaffen hat. Was von der Menge aufs schönste aufgespeichert worden

ist, wird von den wenigen übel verschwendet. Was rechtmäßig aufgebaut ist, wird grausam niedergerissen.

Wenn die alte Geschichte vergessen ist, so soll, wer will, sich die Kriege der letzten zwölf Jahre vergegenwärtigen. Wenn er die Kriegsursachen erwägt, so wird er sehen, daß alles um der Fürsten willen unternommen, aber zum Unheil des ganzen Volkes durchgeführt worden ist, trotzdem es für diese Ursachen nicht im geringsten etwas konnte.

Was zum Frieden führen kann

Wenn ihr den Krieg aufrichtig verabscheut, so will ich euch einen Rat geben, wie ihr friedliches Einvernehmen zu schützen vermögt. Ein sicherer Friede wird nicht durch Verschwägerungs- und Bündnispolitik begründet, aus der, wie wir es ja häufig sehen, Kriege entstehen. Die Quellen müssen gereinigt werden, aus denen dieses Übel entspringt. Verkehrte Begierden sind es, welche diese Konflikte gebären. Wenn jeder seinen Gelüsten dient, so wird der Staat beeinträchtigt, und dabei gewinnt ja der einzelne nicht einmal das, wonach sein böser Sinn steht.

Die Fürsten sollen Regierungsweisheit besitzen, eine Weisheit, der es um das Volk und nicht um die eigene Person geht, eine wahre Weisheit, die ihre Königswürde, ihr Glück, ihren Wohlstand, ihren Glanz an dem Maßstab dessen mißt, was wahrhaft groß und vornehm macht. Sie sollen so gegen den Staat gesinnt sein wie ein Familienvater gegen seine Familie. Ein König soll sich dann für groß ansehen, wenn er über die besten Untertanen regiert; dann für glücklich, wenn er die Seinen glücklich gemacht hat;

dann für erlaucht, wenn er Freien befiehlt; dann für reich, wenn sein Volk sich des Wohlstandes erfreut. Dann soll er von der Blüte seines Regimentes reden, wenn er Staaten unter sich hat, die durch dauernden Frieden blühen. Dann werden auch der Adel und die Beamtschaft diesen Sinn des Fürsten nachahmen und alles am Wohl des Staates messen. Auf diesem Weg werden sie auch am besten für ihr eigenes Wohl sorgen.

Wird ein so gesinnter Fürst sich leicht dazu bewegen lassen, aus den Seinen Geld herauszupressen, um es der barbarischen Soldateska auszuzahlen? Soll er die Seinen hungern lassen, damit sich ein paar gottlose Condottieri bereichern können? Wird er das Leben der Seinen so vielen Gefahren aussetzen? Ich glaube es nicht. Bei der Führung seines Regimentes soll er immer eingedenk sein, daß er als Mensch über Menschen, als Freier über Freie, schließlich als Christ über Christen gebietet. Umgekehrt soll ihm das Volk all das in die Hand geben, was er braucht, gemeinsame Wohlfahrt zu schaffen. Ein guter Fürst wird nichts anderes fordern. Wenn er aber etwas begehrt, was Unheil bedeutet, so wird ihn der einhellige Widerstand der Bürger dran hindern. Auf beiden Seiten soll man nicht den eigenen Vorteil in Rechnung stellen. Die höchste Ehre soll denen erwiesen werden, die einen Kriegsausbruch verhü-

tet, die durch ihre Bemühungen und ihren Rat den Frieden wieder hergestellt haben.

Schließlich möge, wer auf diese Weise regiert, nicht danach trachten, daß er eine möglichst große Armee und Kriegsrüstung gewinne, sondern daß er sie gar nicht nötig habe. Diese schöne Tat soll einst unter den vielen Kaisern der eine Diokletian sich ausgedacht haben: wenn der Krieg nicht vermieden werden könne, ihn doch so zu führen, daß die Kriegsfolgen diejenigen am schwersten treffen, die zum Krieg Ursache gegeben haben. Heutzutage aber halten sich die kriegführenden Fürsten in Sicherheit, die Kriegsführer gedeihen, die Menge der Übel wird aber über die Bauern, über das Volk ausgeschüttet, das am Kriege gar nicht interessiert ist und in keiner Weise dazu beigetragen hat. Wo bleibt der überlegene Verstand des Fürsten, wenn er das nicht erwägt? Wo bleibt seine königliche Gesinnung, wenn er das auf die leichte Achsel nimmt?

Es müssen Mittel gefunden werden, um zu verhüten, daß die Regierungen so oft wechseln und sozusagen von einem Reich zum andern spazieren, so daß die Umwälzungen Unruhen, die Unruhen Kriege erzeugen. Das wird erreicht, wenn die Kinder der Könige innerhalb der Grenzen ihren Dienst nehmen müssen und diejenigen, die sich mit Nachbarn verheiraten, des Rechts der Erbfolge verlustig

gehen. Der Fürst soll nicht das Recht haben, irgendein Stück seines Gebietes zu verkaufen oder sonst zu veräußern, als ob freie Staaten nichts anderes als privater Grundbesitz wären. Denn frei sind diejenigen, über die ein König gebietet, Sklaven die, welche unter dem Joch eines Tyrannen seufzen. Durch diese Heiratspolitik geschieht es auch, daß ein in Irland Geborener plötzlich in Indien regiert oder wer eben über Syrien gebot, in Britannien König wird. So geschieht es, daß keines von beiden Ländern einen richtigen Regenten besitzt, da es den frühern verloren hat und der neue, der ein im fernen Lande geborener Fremdling ist, noch gar nicht mit ihm vertraut ist. Und während er das eine Land gewinnt, erobert und seine Herrschaft darüber befestigt, erschöpft und vernichtet er das andere. Nicht selten verliert er beide, während er beide festzuhalten trachtet, da er untauglich ist, außer seinem Lande noch ein anderes zu verwalten. Es muß einmal zwischen den Herrschern vereinbart werden, welches Gebiet jeder verwalten soll, und die einmal festgelegten Grenzen zwischen den Ländern soll keine Verwandtschaft vor- oder rückwärtsschieben, sollen keine Bündnisse verrücken.

Jeder soll für sein Gebiet alle Kraft einsetzen, es soviel als möglich zur Blüte zu bringen; er soll sein Bemühen darauf konzentrieren, daß er es, mit allen Vorzügen ausge-

stattet, seinen Kindern hinterlasse. Sicher gelingt es auf diese Weise, solche Blüte herbeizuführen. Sie sollen sich nicht durch Heirats- und willkürliche Bündnispolitik, sondern durch aufrichtige, reine Freundschaft dazu vereinigen, in gemeinsamem, einhelligem Streben vor allem um das Heil der Menschheit sich wohl verdient zu machen. Die Thronfolge soll der erhalten, der entweder der Verwandtschaft nach der nächste ist oder durch Volksabstimmung als der geeignetste erfunden wird. Den übrigen Anwärtern soll es genügen, daß sie alle Ehren der Notabeln genießen.

Regieren heißt, keine persönlichen Liebhabereien kennen, sondern alles nach dem Maßstab des allgemeinen Wohles beurteilen. Der Herrscher soll nicht weite Reisen machen; er soll seine Reichsgrenze nicht überschreiten und sich an das altbewährte Sprichwort halten: Der Herr habe seine Augen überall. Das soll er für Bereicherung halten, nicht daß er andern etwas weggenommen, sondern daß er das Eigene in bessern Stand gesetzt hat.

Drohen kriegerische Verwicklungen, so soll er sich weder mit den Jungen beraten, die am Kriege Freude haben, weil sie sein Elend noch nicht erfahren haben, noch, mit denen, die an einer Störung der Ruhe im Innern interessiert sind und sich vom Unglück des Volkes nähren und mästen. Gereifte Männer vielmehr soll er zu Rate ziehen,

die das Herz am rechten Flecke und einen tadellosen Ruf haben und deren Vaterlandsliebe wohl bewährt ist. Er darf den Krieg nicht leichtfertig nach des einen oder andern Laune in Gang setzen; denn ist er einmal entbrannt, so ist er nicht leicht zu beenden. Seine Gefahren sind so über alle Maßen groß, daß er nur unter Zustimmung des ganzen Volkes unternommen werden soll. Die Ursachen des Krieges sollen zum voraus abgeschnitten werden. Zu allerlei muß man das Auge zudrücken, Zuvorkommenheit muß wieder Zuvorkommenheit wachrufen. Nicht selten muß der Friede teuer erkaufte werden. Wenn du auf diese Weise in Berechnung gezogen hast, welche Erschöpfung der Krieg hätte bringen können und wie viele Bürger du vor dem Tode bewahrst, so wird dir der Preis, auch wenn er recht beträchtlich ist, nicht als zu hoch erscheinen, da du doch für den Krieg – ganz abgesehen vom Blut deiner Bürger – viel mehr hättest aufwenden müssen. Ziehe die Bilanz, wie viel Unheil du vermieden, wie viel Gutes du vor dem Verderben bewahrt hast, dann wird dich der bezahlte Preis nicht reuen.

Mögen die Marspriester unterdessen auch ihr Amt versehen, so sollen doch die Priester Gottes wahrhaft priesterlich ihres Amtes walten, die Mönche ihres Gelübdes eingedenk sein und die Theologen das lehren, was Christi wür-

dig ist. Alle sollen gegen den Krieg gemeinsame Sache machen; wenn er da ist, so sollen sie Lärm schlagen; den Frieden sollen sie öffentlich und im privaten Leben preisen, erheben und einhämmern. Wenn sie auch nicht verhindern können, daß zur Entscheidung durch das Schwert gegriffen wird, so sollen sie doch nicht ihre Zustimmung geben, sollen nicht dabei mitmachen, nicht ihre Autorität dazu hergeben, um eine so verbrecherische, zum mindesten so zweifelhafte Sache zu sanktionieren.

Den im Krieg Gefallenen sei daran genug, daß sie irgendwo außerhalb des Heiligtums eine Ruhestätte finden. Sind gute Menschen unter ihnen – sicher sind sie eine seltene Ausnahme – so werden sie nicht um ihren Lohn betrogen werden. Die Gottlosen aber, welche die große Mehrzahl bilden, werden in ihrem Selbstgefühl erschüttert, wenn ihnen diese Ehrung versagt wird.

Ich rede dabei von den Kriegen, welche Christen gegen Christen führen, und zwar aus ganz nichtssagenden oder ungerechten Ursachen. Ich urteile anders, wo man ganz schlicht, in frommem Eifer den Angriff einfallender Barbaren abwehrt und für die Ruhe der Gesamtheit sein Leben einsetzt. Nun aber stellt man in den Kirchen die Trophäen aus, die getränkt sind mit dem Blute solcher, für die Christus sein Blut vergossen hat; man stellt sie zwischen die

Standbilder der Apostel und Märtyrer, als ob künftig die Frömmigkeit darin bestehe, daß man nicht Märtyrer wird, sondern Märtyrer macht. Es wäre dafür reichlich Raum auf den öffentlichen Plätzen oder in irgendeinem Zeughaus; aber in heilige Gotteshäuser, die ganz und gar rein bleiben sollten, nehme man nicht auf, was mit Blut befleckt ist. Wohl legte die antike Welt in den Tempeln die Siegesdokumente nieder; aber eben in Tempeln, wo man den Dämonen, nicht aber Gott opferte. Die Gott geweihten Priester sollten nur da zugegen sein, wo man den Krieg abwehrt. Wenn sie darin einig sind, wenn sie das überall einschärfen, so wird ihre geschlossene Autorität das größte Gewicht haben.

Wenn es eine unabwendbare Krankheit des menschlichen Geistes ist, daß er ohne Krieg gar nicht weiter bestehen kann, warum verschafft sich dieses Übel nicht eher wider die Türken Luft? Freilich wäre es auch hier besser, sie durch Belehrung, durch Wohltat, durch tadelloses Leben für die christliche Religion zu gewinnen, statt mit den Waffen auf sie loszugehen. Wenn aber der Krieg, wie gesagt, unvermeidlich ist, so ist doch ein solcher Türkenkrieg ein geringeres Übel, als wenn Christen in dieser gottlosen Weise zusammenstoßen und handgemein werden. Wenn gegenseitige Liebe sie nicht zusammenkittet, so wird das

doch ein gemeinsamer Feind vermögen, und es wird doch eine gemeinsame Sache sein, wenn man schon von wahrer Einigkeit nicht zu reden vermag.

Wie für den Frieden zu wirken ist

Schließlich ist schon ein gutes Stück des Friedens erreicht, wenn man von Herzen den Frieden will. Denn wem er am Herzen liegt, der wird jede Gelegenheit, die ihn fördert, ausnützen, die Hindernisse entweder für nichts achten oder sie aus der Welt schaffen und mancherlei auf sich nehmen, wenn nur das Gut des Friedens nicht angetastet wird.

Nun aber errichten sie wahre Pflanzschulen des Krieges. Was zum Frieden beitragen kann, schaffen sie weg oder verstecken sie; was zum Kriege treibt, das fördern sie geflissentlich und nähren die Krebsgeschwüre. Man muß sich schämen, aufzuzählen, aus welchen Nichtigkeiten ganze Tragödien erwachsen, wie glimmende Fünkchen bewirken, daß ganze Staaten wider einander entbrennen. Dann kommt einem ein ganzer Haufe von Beleidigungen in den Sinn; jeder bauscht auf, was ihm an Übeln widerfahren sei. Was man Gutes empfangen hat, gerät völlig in Vergessenheit, so daß du darauf schwören könntest, es sei auf Krieg abgesehen.

Wie oft ist es irgendeine persönliche Angelegenheit eines Fürsten, die die Völker unter die Waffen bringt; und doch dürfte es nur ein im allerhöchsten Grade öffentliches Interesse sein, um des willen ein Krieg unternommen wird. Nichtsdestoweniger konstruieren sie sich Gründe für die Konflikte, wo in Wirklichkeit gar kein Grund vorliegt. Sie mißbrauchen die geographischen Namen, um ihrem Haß Nahrung zu geben. Die Großen leisten dem Irrtum des dummen Volkes Vorschub zu ihrem Profit, und die Priester gehen ihnen dabei an die Hand. Der Engländer ist dem Franzosen Feind aus keinem andern Grund, als weil er Franzose ist. Der Brite ist feindselig gegen den Schotten gesinnt, einzig und allein weil er ein Schotte ist, der Deutsche ist wider den Franzosen und der Spanier wider beide. Welche Verkehrtheit: ein bloßer Ortsname bringt sie auseinander; gäbe es nicht genug Umstände, die sie zusammenbringen könnten? Du Engländer willst dem Franzosen übel – warum willst du nicht lieber als Mensch dem Menschen wohl? Warum hat ein ganz geringfügiger Umstand größere Wirkung als soundso viele Gemeinsamkeiten der Natur? Als soundso viele Bande in Christo? Der Raum kann bloß die Leiber trennen, nicht die Geister. Einst trennte der Rhein den Franzosen vom Deutschen; aber er trennt nicht den Christen vom Christen. Die Pyrenäen scheiden wohl

die Spanier von den Franzosen, aber nicht die Gemeinschaft der Kirche. Das Meer liegt zwischen Frankreich und England; aber damit ist die Glaubensgemeinschaft nicht aufgehoben.

Paulus erzürnt sich darüber, daß unter den Christen die Losung: »Ich halte mich zu Apollos, ich zu Kephas, ich zu Paulus« zu hören ist, und will nicht, daß gottlose Parteinamen den Christus, der alles verbindet, zerteilen. Und wir halten das Wort Vaterland für Grund genug, warum ein Volk das andere zu vernichten trachtet. Damit sind gewisse Kriegsgurgeln noch nicht zufrieden. Mit einem perversen Fleiß suchen sie nach Anlässen weiterer Spaltung. Sie zerteilen Frankreich, indem sie Teile, die weder durch Meere, noch durch Gebirge, noch durch wirkliche Landschaftsnamen geschieden sind, durch künstliche Benennungen auseinanderbringen. Sie machen aus Franzosen Deutsche, damit nicht der gemeinsame Name der Freundschaft Nahrung gebe.

Wenn bei einem anröchigen Handel, wie z.B. einer Scheidungsgeschichte, der Richter den Prozeß nur ungern annimmt und nicht jeden beliebigen Rechtsgrund gelten läßt, warum lassen sie bei der allernöchigsten Sache, dem Krieg, jedweden Grund, sei er auch noch so nichtssagend, gelten? Sollten sie nicht viel eher überlegen, daß,

wenn der Begriff Vaterland alle die vereinigt, die von denselben Vorfahren abstammen, und wenn Blutsverwandtschaft Freundschaft bedeutet, dann tatsächlich die Welt unser aller Vaterland ist, und daß, wenn Hausgemeinschaft innigste Beziehungen knüpft, die Kirche eine Familie ist, an der gleicherweise alle teilhaben. Sollten sie nicht billig in dieser Richtung ihren Scharfsinn üben?

An deinem Schwiegervater erträgst du allerlei, weil er dein Schwiegervater ist, und du solltest nichts ertragen an dem, der durch religiöse Gemeinschaft dein Bruder ist? Du verzeihst viel der Verwandtschaft zuliebe und solltest nichts verzeihen der Religionsgemeinschaft zuliebe? Kein Band schließt doch so nahe zusammen wie die gemeinsame Nachfolge Christi. Warum schwebt uns immer nur das vor Augen, was das Gemüt verbittert? Wenn dir der Friede am Herzen liegt, so denke: Hier hat der Bruder mir etwas zuleide getan, aber in soundso vielen andern Fällen hat er mir etwas zuliebe getan, oder er war bei der Beleidigung von einem andern angestiftet worden.

Zuletzt, wenn bei Homer die Griechen, die sich um die Schlichtung des Streites zwischen Agamemnon und Achilles bemühen, die Gründe des Zerwürfnisses der Göttin Ate anheimstellen, so soll man, was unentschuldigbar ist, dem Schicksal auf die Rechnung setzen oder, wenn man lieber

will, irgendeinem bösen Geist, und auf ihn statt auf Menschen den Haß abwälzen.

Warum braucht man seinen Verstand viel mehr zum Verderben als dazu, das Heil zu sichern? Warum ist man viel schneller zur Stelle, wo es um Böses, als wo es um Gutes geht? Wer nur ein wenig vorsichtig ist, erwägt, überlegt, schaut sich genau um, bevor er sich an ein privates Geschäft heranmacht. Aber blindlings, Hals über Kopf stürzen sie sich in den Krieg. Wie unsinnig ist das, wenn man bedenkt, daß, sobald man einmal ja dazu gesagt hat, die zwangsläufige Weiterentwicklung nicht mehr verhindert werden kann. Da wird aus einem nichtssagenden Zusammenstoß ein großer Krieg, aus ihm wächst eine ganze weitere Kette von Kriegen heraus; aus einem unblutigen Handel entsteht ein grauenhaftes Blutbad, und von dem Sturm wird nicht bloß der und jener gepackt, sondern die ganze Welt wird in Mitleidenschaft gezogen.

Wenn das Volk sich darum wenig kümmert, so wäre es doch sicher Pflicht der Fürsten und Vornehmen, das bei sich zu erwägen. Sache der Priester wäre es, das mit allen Gründen einzuschärfen und es Willigen und Widerwilligen zu Gemüte zu führen. Es bleibt doch etwas haften, auch wenn man da und dort nicht daraufhört.

Appell an alle Verantwortlichen

Ist nicht schon genug und übergenuß Christenblut geflossen – wenn's auch bloß Menschenblut ist, ist es etwa weniger schlimm? Genug ist zum gegenseitigen Verderben gewütet, genug Opfer sind für die Furien und den Orkus geopfert, genug der Tragödien zur Augenweide der Türken aufgeführt worden. Schaut doch endlich einmal auf das schon viel zu lange geduldete Elend der Kriege zurück! Der bisherige Wahnsinn mag auf die Rechnung des Schicksals gesetzt werden; nun sollen die Christen den Entschluß fassen, den einst auch Heiden gefaßt haben: unter das Vergangene einen Strich zu ziehen! Jetzt aber verlegt euch auf gemeinsame Beratung zur Verwirklichung des Friedens. Setzt euch dafür ein, daß er nicht nur durch Fäden aus Werg, sondern durch unzerreißbare, diamantharte Bande zusammengehalten wird.

An euch appelliere ich, ihr Fürsten, von deren Wink die Angelegenheiten der Sterblichen abhängen, die ihr das Abbild der Herrschaft Christi auf Erden darstellt: Erkennt die Stimme eures Königs, der euch zum Frieden ruft! Hört,

wie der ganze Erdkreis, erschöpft von unaufhörlichem Elend, euch darum anfleht. Und wo noch irgendein Schmerz jemand drückt, da ist es billig, Befreiung davon zu gewähren, damit das Glück allen blühe. Die Sache, um die es geht, ist zu groß, als daß man aus einem geringfügigen Grunde dabei zögern dürfte. An euch appelliere ich, ihr Gott geweihten Priester: ihr wißt wohl, was Gott wohlgefällig ist; wendet alle Mühe daran, es zu verwirklichen! Was ihm aber am meisten verhaßt ist, das treibt aus!

An euch appelliere ich, ihr Theologen, verkündet das Evangelium des Friedens, daß es laut in die Ohren des ganzen Volkes hineintöne!

An euch appelliere ich, ihr Bischöfe und übrigen hohen Würdenträger der Kirche, werft eure Autorität in die Waagschale, um den Frieden mit ewigen Banden herbeizuzwingen!

An euch appelliere ich, ihr Obrigkeiten und Herren, daß ihr euern Willen der Weisheit der Könige, der Frömmigkeit der Priester zur Verfügung stellt!

An euch alle insgesamt appelliere ich, die ihr Christi Namen tragt: Einmütigen Sinnes richtet euer Streben dahin! Zeigt, wieviel die Einigkeit der Menge gegen die Tyrannei der Mächtigen vermag! Dazu sollen alle gleicherweise ihren Beitrag leisten. Alle, die schon die Natur in so vielen

Dingen zur Interessengemeinschaft verbunden, die Christus zu noch tieferer Gemeinschaft zusammengeschlossen hat, soll die Gemeinschaft im Ewigen verbinden. In gemeinsamem Einsatz der Kräfte sollen alle für das eintreten, was gleichermaßen das Glück aller ausmacht. Alles lädt dazu ein: zuerst der innere Sinn der Natur; ebenso das, was man die Humanität nennt; zumeist aber der Fürst und Stifter alles menschlichen Glückes, Christus. Alle Segnungen des Friedens, alle Leiden des Krieges laden dazu ein.

Dazu ruft ja auch der Sinn der Fürsten, die schon, sozusagen unter göttlicher Inspiration, zur Eintracht bereit sind. Seht, da hat der friedfertige und sanftmütige Leo für alle das Panier aufgerichtet, indem er zum Frieden einlud und sich so wahrhaft als Statthalter Christi bewährte! Wenn ihr wirklich seine Schafe seid, so folgt eurem Hirten! Wenn seine Söhne, so hört auf euren Vater.

Dazu ruft auf der nicht nur dem Titel nach allerchristlichste König von Frankreich, Franz, der kein Bedenken trägt, für den Frieden alles aufzuwenden, der nicht nur an sein Königtum denkt, sondern allein an das allgemeine Wohl, und der auf diese Weise lehrt, daß darin der wahre Glanz der Königswürde besteht, sich um die Menschheit wohl verdient zu machen. Dazu ruft auf der erlauchte Herrscher Carolus, das edle junge Blut; auch der Kaiser Max ist

nicht abgeneigt, noch der rühmlich bekannte König Heinrich von England. Es ist billig, daß das Beispiel so großer Fürsten von den andern willig nachgeahmt wird.

Der größte Teil des Volkes verabscheut den Krieg und betet um den Frieden. Nur ganz wenige, deren gottloses Glück von dem Unglück der Gesamtheit genährt wird, wünschen den Krieg. Ob es billig ist, daß ihr verbrecherischer Wille größeres Gewicht habe als der Wille aller Guten, das entscheidet selbst! Ihr habt gesehen, wie durch die Bündnispolitik bisher nichts erreicht, durch die Heiratspolitik nichts vorwärts gebracht worden ist; ebensowenig durch Gewalt- und Revanche-Politik. Nun zeigt dieser Gefahr gegenüber, was die Versöhnlichkeit, was die wohlwollende Güte vermag. Krieg streut die Saat des Krieges, Revanche ruft wieder der Revanche. Nun soll Vergebung wieder Vergebung zeugen, Wohltat die Wohltat stützen, und als der Königliche soll der gelten, der am meisten von seinen Rechten drangegeben hat.

Erfolg hatte nicht das, was durch menschliche Bemühungen geleistet wurde. Der Herr Christus aber möge alle die Beratungen segnen, die aus seinen Impulsen und in seinem Namen unternommen und gefördert wurden. Er wird ihnen zur Rechten stehen, er wird sie inspirieren; er wird seine Gunst denen schenken, welche die Sache begün-

stigen, die er selbst am meisten begünstigt. Alle privaten Liebhabereien soll das gemeinsame Wohl überwinden. Freilich, sobald das den Ausschlag gibt, ist auch für das Glück jedes einzelnen besser gesorgt. Die Herrschaft der Fürsten wird erlauchter sein, wenn sie über fromme und glückliche Untertanen regieren, so daß sie mehr durch die Gesetze als durch die Waffen ihre Herrschaft ausüben. Da besitzt der Adel größere und vornehmere Würde, die Priester amten in friedlicher Ungestörtheit, das Volk genießt seinen Wohlstand in Ruhe und seine Ruhe in Wohlstand, und der Name Christi hält die Feinde des Kreuzes in Schranken. Dann wird jeder dem andern und alle allen lieb und wert sein, und sie werden über alles Christus wohlgefällig sein, dem zu gefallen höchste Seligkeit ist.

DAS LEBEN DES ERASMUS

VON IHM SELBST ERZÄHLT

Geboren in Rotterdam, am Vortage des Festes der Apostel Simon und Judas. Jetzt siebenundfünfzig Jahre alt. Die Mutter hieß Margarete, Tochter eines Arztes namens Peter, gebürtig aus Zevenbergen. Ihre beiden Brüder lebten später noch, fast neunzigjährig, in Dordrecht. Der Vater hieß Gerhard. Er stand in heimlichen Beziehungen zu Margarete und wollte sie später heiraten; sie galten als verlobt. Gerhards Eltern und Brüder waren darüber empört. Sein Vater hieß Elias, die Mutter Katerina; beide erreichten ein hohes Alter, Katerina fast fünfundneunzig Jahre. Die Brüder waren zehn; keine Schwester; alles Kinder derselben Mutter, alle verheiratet. Gerhard war der zweitjüngste. Die Familie hatte den Ehrgeiz, wenigstens einen von so vielen Söhnen Gott zu weihen. Bekanntlich ein Lieblingswunsch bei Eltern. Und die Brüder wollten das Vermögen nicht geschmälert sehen und sich später bei ihm gütlich tun.

Als Gerhard sah, daß man ihm unerbittlich und einhellig die Heirat verwehrte, machte er sich in seiner Hoffnungslosigkeit heimlich davon und schrieb erst unterwegs an die Eltern und Brüder einen verzweifelten Brief; sein letzter Gruß war: »Lebt wohl, wir sehen uns niemals wieder«. Die er zur Frau gewollt, blieb in guter Hoffnung zu-

rück. Das Kind wurde bei der Großmutter aufgezogen. Gerhard ging nach Rom. Durch Abschreiben von Büchern (gedruckt wurde damals noch nicht) verdiente er seinen Lebensunterhalt. Er hatte Glück, genoß seine Jugend, widmete sich aber auch ernsthaften Studien. Im Griechischen und Lateinischen erwarb er schöne Kenntnisse. Auch in der Rechtswissenschaft war er ungewöhnlich bewandert. Rom war ja damals erstaunlich reich an bedeutenden Gelehrten. Er hörte bei Guarino. Die Klassiker hatte er sich alle eigenhändig abgeschrieben.

Die Eltern schickten ihm nach Rom die Nachricht vom Tode seines Mädchens. Er glaubte das, nahm in seiner Betrübnis die Priesterweihe und wandte sich ganz dem geistlichen Leben zu. Bei der Heimkehr stellte sich heraus, daß man ihn betrogen hatte. Jetzt wollte er sie überhaupt nicht mehr heiraten, und näherte sich ihr nicht wieder. Den Sohn ließ er anständig erziehen; er kam mit vier Jahren zur Schule, machte aber anfangs kaum Fortschritte bei jenem reizlosen Unterricht, für den er nicht geschaffen war. Den Neunjährigen schickte der Vater nach Deventer; die Mutter ging mit, zum Schutz und zur Pflege des Kindes. Die Schule dort war damals noch barbarisch. Man traktierte den »Pater meus« und übte die Konjugation. Man traktierte ferner den Eberhard und den Johannes von Garlandia; nur

Alexander Hegius und Johannes Synthen zogen schon einige bessere Autoren heran. Ältere Mitschüler vermittelten ihm aus Synthens Stunden eine erste Ahnung von dieser schöneren Literatur. Später hörte er manchmal den Hegius, leider nur an den Feiertagen, wenn er Vorträge für alle hielt. Hier kam er bis zur dritten Klasse. Dann entriß eine heftig wütende Pest dem jetzt Dreizehnjährigen die Mutter. Als die Seuche täglich ärger wurde und schon das ganze Haus ausgestorben war, in dem er wohnte, wanderte er in die Heimat zurück. Auf die Trauerkunde hin begann Gerhard zu kränkeln, und bald darauf starb er auch. Beide Eltern waren wenig über vierzig Jahre alt geworden.

Der Vater hatte drei seiner Meinung nach besonders treue Freunde zu Vormündern bestimmt; der wichtigste war Peter Winckel, damals Schulmeister in Gouda. Der Nachlaß wäre nicht ganz unbedeutend gewesen, wenn die Vormünder ihn gewissenhaft verwaltet hätten. Den Jungen schoben sie nach Herzogenbusch ab, obwohl er reif für die Universität war; aber gerade diese war ihnen unheimlich, weil sie ihn zum Ordensleben zu erziehen gedachten.

In Herzogenbusch verlebte (will sagen: verlor) er fast drei Jahre im Hause der Brüder vom Gemeinsamen Leben, in dem damals Rombold Lehrer war. Diese Gesellschaft ist schon weit verbreitet, obwohl sie alle fähigen Köpfe ver-

dirbt und nur Mönche heranzüchtet. Rombold gewann den begabten Zögling besonders lieb und wollte ihn zum Eintritt in die Brüderschaft überreden. Der Knabe wich aus und entschuldigte sich mit seiner Jugend und Unerfahrenheit. Als auch hier die Pest ausbrach und er sich ein hartnäckiges Wechselfieber zugezogen hatte, kehrte er zu den Vormündern zurück; jetzt schon ausgezeichnet durch einen recht gewandten und an einigen guten Autoren geschulden Stil.

Der eine Vormund war an der Pest gestorben; die beiden anderen hatten ihre Sache nicht besonders gut gemacht und fingen an, vom Kloster zu sprechen. Durch ein Jahr Fieber deprimiert, war der Jüngling frommen Gedanken nicht abgeneigt, aber dem Kloster durchaus. Man gab ihm Bedenkzeit. Unterdessen steckte sich der Vormund hinter andere, die dem Hilflosen mit Locken und Drohen zusetzen sollten. Gleichzeitig machte er einen Platz ausfindig in einem Konvent der regulierten Augustiner-Chorherren, und zwar im Stift Sion bei Delft, dem Haupthause der Kongregation von Sion.

Als der Tag dafür gekommen war, gab der junge Mensch die verständige Antwort: »Ich kenne die Welt nicht, das Klosterleben nicht und mich selbst nicht, und ich möchte noch einige Jahre auf Schulen gehen, um erst mit mir ins

reine zu kommen«. Über so viel Hartnäckigkeit geriet Peter Winckel in Wut: »Dann habe ich mich also umsonst bemüht, für dich diesen guten Platz zu erbitten. Dir Taugenichts fehlt jeder geistliche Sinn. Ich lege die Vormundschaft nieder; sieh du zu, wovon du leben willst«. Der Jüngling nahm seinen Rücktritt an und erklärte sich für alt genug, um keine Vormünder mehr zu brauchen. Als jener die Nutzlosigkeit seiner Drohungen sah, schickte er seinen Bruder und Mitvormund, einen Kaufmann. Der verlegte sich aufs Zureden.

Von allen Seiten sprach man auf ihn ein. Sein Freund verriet ihn. Das Fieber setzte ihm zu. Trotzdem lockte ihn das Kloster nicht, bis er eines Tages ganz zufällig das Stift Emaus oder Steyn bei Gouda besuchte, das auch zum Augustinerorden gehört. Dort traf er seinen Schulfreund Cornelius, einen Stubengenossen aus der Zeit in Deventer. Eingekleidet war er noch nicht. Er war in Italien gewesen, ohne Nutzen für seine Bildung. Im eigenen Interesse malte er ihm jetzt mit erstaunlicher Zungenfertigkeit ein Bild des geistlichen Lebens: die große Bibliothek, die Muße zum Studium, den Klosterfrieden, die himmlische Eintracht der Brüder. Warum also nicht? Die alte Knabenfreundschaft zog ihn zu seinem Genossen. Andere halfen locken und drängen. Das Fieber machte ihn mürbe.

Er wählte Steyn und ließ Sion. Man tat ihm schön, bis zur Einkleidung. Trotz seiner Jugend spürte er bald, daß die echte Frömmigkeit im Kloster nicht war. Andererseits gelang es ihm, den ganzen Konvent für das Studium der alten Literatur zu begeistern. Drauf und dran, vor der Profess davonzugehen, ließ er sich durch Scham, Drohungen und seine Armut zurückhalten. Und tat das Gelübde.

Gelegentlich nahm der Bischof von Cambrai, Heinrich van Bergen, von ihm Notiz. Der strebte nach dem Kardinalshut und würde ihn auch bekommen haben, wenn er genügend Geld daran gewendet hätte. Für die geplante Reise nach Rom brauchte er einen guten Lateiner. Von ihm wurde er aus dem Kloster abberufen, mit Dispens des Bischofs von Utrecht. Das genügte; doch erwirkte er auch die Genehmigung der Ordensoberen. Er trat zum bischöflichen Hofgesinde, trug aber weiter sein Mönchsgewand.

Als die Hoffnung auf den roten Hut dahin war und der Bischof sich als unzuverlässiger Gönner erwies, erreichte er die Erlaubnis zum Studium in Paris. Ein einjähriges Stipendium wurde versprochen; geschickt wurde gar nichts.

So sind die Fürsten. In Paris im Collège Montaigu machten die verfaulten Eier und der verseuchte Schlafräum ihn krank und zerrütteten seinen bis dahin unverdorbenen

Körper. Daher Rückkehr zum Bischof. Mit Auszeichnung empfangen. Genesung in Bergen. Dann Heimreise nach Holland in der Absicht, bei den Seinen im Kloster zu bleiben. Doch sie ermunterten ihn, nochmals nach Paris zu gehen. Dort arbeitete er, ohne die Hilfe eines Gönners, mehr für den Lebensunterhalt als für die Wissenschaft, und die jahrelang immer wieder aufflackernde Pest zwang ihn alljährlich zur Flucht in die Heimat. Das Studium der Theologie gab er auf, weil er sich nicht berufen fühlte, das ganze scholastische System umzustürzen und dann das Brandmal des Ketzers zu tragen. Als die Pest schließlich ein ganzes Jahr wütete, mußte er nach Löwen übersiedeln.

Inzwischen hatte er England besucht, Lord Mountjoy zuliebe, der erst sein Schüler, dann sein Gönner war, aber stets mehr Freund als Wohltäter. Damals erwarb er sich die Sympathien des ganzen gebildeten England, weil er sich nicht durch eine Schmähchrift dafür rächte, daß man ihm auf der Rückreise an der Küste von Dover sein Geld beschlagnahmt hatte, sondern trotzdem ein kleines Buch dem englischen König und seinem Volke widmete. Aus Frankreich rief man ihn mit großen Versprechungen erneut nach England. Damals ehrte der Erzbischof von Canterbury ihn mit seiner Freundschaft. Jedoch erfüllten sich seine Hoffnungen nicht, und er wandte sich nach Italien,

wohin er sich längst sehnsüchtig hingezogen fühlte. Etwas länger als ein Jahr blieb er in Bologna, jetzt schon über die Höhe des Lebens hinaus, fast vierzigjährig. Dann ging er nach Venedig, wo er die Adagia drucken ließ; dann nach Padua, wo er einen Winter zubrachte; endlich nach Rom, wo ihn Ruhm und Beifall erwarteten. Raffaele Riario, Cardinal von San Giorgio, nahm sich seiner besonders an. Glänzende Erfolge waren ihm sicher, da starb König Heinrich der Siebente, sein Sohn kam zur Regierung, und die Freunde luden ihn mit Briefen voll großartiger Versprechungen wieder nach England ein. Dort wollte er nun für immer bleiben. Aber auch diesmal in seinen Erwartungen enttäuscht, folgte er heimlich einem Rufe nach Brabant an den Hof des jetzigen Kaisers Karl, der ihn auf Vorschlag des Großkanzlers Johannes Silvagius zu seinem Rat ernannte. Die weiteren Schicksale sind dir bekannt.

Das Ordenskleid trägt er jetzt nicht mehr; darüber hat er Rechenschaft gegeben in seiner ersten Verteidigungsschrift gegen die Anwürfe des Edward Lee. Sein Äußeres könnt ihr selbst beschreiben. Seine Gesundheit war stets zart. Er neigte zu fiebrigen Erkrankungen, besonders in der Fastenzeit, weil ihm schon der bloße Geruch von Fischgerichten Beschwerden verursachte. Er hatte einen geraden Sinn und solchen Abscheu vor aller Unaufrichtigkeit,

daß er schon als Kind verlogene Jungen haßte und im Alter auf Unehrllichkeit sogar körperlich reagierte. In vertrautem Gespräch gab er sich freimütig, manchmal mehr als gut war; trotz vieler Enttäuschungen wurde er nicht mißtrauisch gegen seine Freunde. Krittlig veranlagt, war er selbst nie zufrieden mit dem, was er schrieb. Sein eigenes Gesicht liebte er so wenig, daß ihn die Freunde nur mit Mühe dazu bewegen konnten, sich malen zu lassen. Ehren und Reichtum hat er stets verachtet und Freiheit und Muße über alles geschätzt. Fremdes Verdienst in der Wissenschaft erkannte er redlich an; hätte er die Mittel besessen, wäre er ein großer Maecen geworden. Mehr als jeder andere hat er für die Förderung der humanistischen Studien getan, und die Dunkelmänner und Mönche haßten ihn deswegen grimmig. Bis zum fünfzigsten Lebensjahre hat er literarische Angriffe weder selbst unternommen, noch von anderen erfahren, und es galt ihm als Grundsatz, niemand mit der Feder zu verletzen. Dann war Lefèvre der erste, der ihn angriff, denn der Zwist mit Martin van Dorp war noch in Güte beigelegt worden. In der Polemik blieb er stets maßvoll. Das Trauerspiel mit Luther brachte ihm unerträgliche Anfeindungen; er wurde von beiden Parteien zerrissen, während er beiden helfen wollte.

Bibliographische Notiz

Die vorliegenden Texte des Erasmus von Rotterdam wurden ausgewählt aus:

Handbüchlein des christlichen Streiters, übertragen von
Hubert Schiel, Olten und Freiburg im Breisgau 1952

Die Erziehung des christlichen Fürsten, übersetzt von
Gertraud Christian, in: Ausgewählte Schriften, Ausgabe
in acht Bänden, Bd. 5, lateinisch und deutsch, hrsg. v.
Werner Welzig, Darmstadt 1968

Das Lob der Torheit, übersetzt von Alfred Hartmann,
Basel 1929

Vertraute Gespräche, übertragen von Hubert Schiel,
Köln 1947

Lob der Heilkunst, übertragen von Ludwig Enthoven,
Straßburg 1907

Klage des Friedens, übersetzt von Rudolf Liechtenhan,
Bern-Leipzig 1934

Das Leben des Erasmus von ihm selbst erzählt, Überset-
zung von Ernst Schulz, Basel 1935

ferner sind lieferbar:

Adagia, lat./dt. Auswahl, Stuttgart o. J.

Colloquia familiaria/Vertraute Gespräche, lat./dt., Stuttgart o. J.

Erasmus-Studienausgabe, lat. u. dt., 8 Bd., hrsg. v. Werner Welzig, Darmstadt 1967-1980

Die Erziehung eines christlichen Fürsten, Bearb. v. A. J. Gail, Paderborn 1968

Familiarium colloquiorum formulae/Schülergespräche, lat./dt., Stuttgart o. J.

Lob der Torheit, übs. u. hrsg. v. Uwe Schultz, Zeichn. v. Hans Holbein dem Jüngeren

Pädagogische Schriften, bes. v. A. J. Gail, Paderborn 1963

Vom freien Willen, verdeutscht v. Otto Schumacher, Göttingen⁵1983

»Wie nichts dümmer als übertriebene Weisheit, so nichts unklüger als überspannte Klugheit; und überspannt klug ist doch einer, der sich den Tatsachen nicht anpaßt, nicht nach dem Kurs fragt, ja selbst nicht an das alte Trinkgesetz denkt, das da heißt: ›Sauf oder lauf!‹, und verlangt, daß Komödie nicht Komödie sei. Wer wahrhaftig klug sein will, der sage sich: Du bist ein Mensch. Drum begehre nicht mehr zu wissen, als dir beschieden, und mach's wie die andern – die drücken lachend ein Auge zu oder lassen sich gutmütig über den Löffel balbieren. ›Gerade das aber‹, sagt man, ›ist Torenmanier!‹

Ich bestreite es nicht; nur soll man mir zugeben, daß sich so und nicht anders die Lebenskomödie spielt.«

Erasmus von Rotterdam

